This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

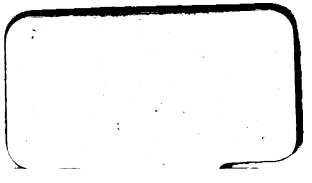
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

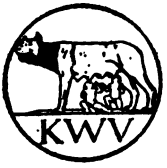
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 169 814




KWV

Timur

Novellen
von
Kasimir Edschmid

Kurt Wolff Verlag
Leipzig

Geschrieben im Dezember neunzehnhundertfünfzehn
und im folgenden April

Viertes bis achtes Tausend
Copyright Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1916

PT2609
Ed7T5

Unſere harten Herzen halten wie Berge Beſtand

Naſireddin von Tus

Inhalt

Der Gott 1
Die Herzogin 73
Der Bezwinger 143

Seine Mutter verließ ihn, nachdem sie ihn ein halbes Jahr vorher geboren hatte. Er schlug die festen Arme in die Luft und rief zweimal: „Ma". — Dann loschʼ sie, die ein großes Segelboot von Honoruru entfernte, aus seinem Gedächtnis. Seine französische Gouvernante nannte ihn Jean François und lieh ihm wenig Zeit und Mühe. Seine drei ersten Jahre vollzogen sich am Strand. Gespielen waren ihm Natives, Chinesen und Malaien. Er kroch auf dem Bauch und schrie aus gebräunter Kehle langgedehnte Vokale und wurde ein gesundes Kind.

Nach drei Jahren kehrte die Mutter zurück. Sie suchte ihn im ganzen Haus, den Gebäuden der einzigen Faktorei auf der Insel, lief durch den Garten und fand ihn im Sand am Meer zwischen Muscheln und Farbigen. Sie gab der französischen Gouvernante eine Ohrfeige und nahm ihr Kind auf den Arm.

Sie fragte ihn in englischer Rede schluchzend, wie er sich befinde. Der Junge aber schwieg, denn er verstand sie nicht. Er sprach nur polynesisch und

minderes Französisch. Die Mutter war eine feurige Frau. Sie weinte und glaubte, das Kind sei vertauscht. Das Kind sah sie stumm mit großen Augen an. Sie wies es zurück und schenkte ihm einen Monat lang keinen Blick. Kurz darauf verfiel es einer Krankheit, und als sie nun besorgt und glücklich es pflegte, sagte es an einem Morgen: „Ma".

Nach geringer Zeit vermochten sie sich in der Rede zu verständigen. Da zwang ein ausbrechendes Leiden die Mutter, die begonnen hatte, in Ruhe ihre schweifende Seele an das Kind anzulehnen, ins Weite. Sie schifften sich auf dem Segler Bounty ein, als die Sonne einen riesigen Kranz um die Insel legte und in dunklem Blau verging. Ein Krater rauchte noch dünn in die Dämmerung. Dann scholl das unendliche Meer in ihr Ohr.

Sie erlebten am dritten Tage einen Sturm, der das Schiff über die Wellen schleuderte, daß die Kajütenwände sprangen. Jean François hielt verzückt den Stößen stand. Der Kapitän ließ Stagsegel aufziehen. Sie rissen sofort. An den

Marqueſasinſeln warfen ſie Anker. Der Meerboden war Muſchelgrund und Kalkgrieß, der Anker hielt nicht.

Da ſtieß, während ſie lavierten, ein Kanoe mit rotem Holz und Perlmutter in der Schnitzung aus einer Bucht. Zwei Wilde hielten kupferfarbene Binſen hoch und winkten. Folgend bugſierten ſie die Bounty in eine Bay.

Der eine Malaie ſtieg herauf, ſeine Glieder hatten wunderbaren Anſtand. Sie bedeuteten ihm, ſie brauchten Waſſer, da ſchrie er ſofort, indem er die Hand wie eine Schale unter den Mund legte, ins Meer hinaus. Der Strand bevölkerte ſich mit Booten, die in breiten Gefäßen Waſſer und Geflügel brachten, denn viele der Matroſen litten am Scharbock. Jean François, auf dem Arm ſeiner Mutter an den Maſt gelehnt, rief ihnen einige Sätze zu. Da erſtaunten ſie und verbeugten ſich vor ihm. Ihr Oberhaupt aber legte ein Meſſer vor ihn hin und ſagte: „Rono ... Rono — —“.

Bald hörten ſie es donnern. Vogelſchwärme rauſchten über ſie. In leichter Briſe liefen ſie gegen

eine Küſte an. Es war Peru. Sie ankerten im Hafen von Callao. Zwanzig Matroſen deſertierten in der Nacht. Sie ſtellten Spanier ein. Langſam trieben ſie die Küſte hinunter, bis ſie Antufugaſta erreichten.

Dort ſtiegen ſie aus. Sie blieben wenige Tage, aber das Klima verſchlechterte die Geſundheit der Frau. Sie zog in die Berge hinauf zu einer Schwefelquelle, in der ſie badete. Jean François jedoch vertrug die Luft der Höhe nicht und wurde bleich. Deshalb gab ihn die Mutter mit einiger Dienerſchaft hinunter nach Valparaiſo.

Als die Mutter zurückkam, war Jean François ſechs Jahre alt, hatte blonde Haare und braune Haut und ſprach nun ſpaniſch und polyneſiſch (den Dialekt von Taheiti und der hawaiiſchen Eilands), aber kein Wort engliſch. Da beſchloß die Frau, den Sohn, der ihr bis zur Hüfte reichte, und mit dem ſie kein Wort zu wechſeln wußte außer dem Gefühl, das von Auge zu Auge ſtrömend redete, nie wieder zu verlaſſen in ſeiner Jugend, ſchiffte ſich mit ihm ein, und an einem Morgen kam ihnen

wieder unter dem Himmel die große Küste Oahus entgegen.

Sie fanden dort bei ihrem Eintritt in das Haus die Nachricht, daß Jean François' Vater gestorben sei, der die Jahre in Rom und in einer Mission des Papstes in Skandinavien verweilt hatte. Die Mutter ward still und nachdenklich, obwohl ihre Seele getrennt von dem Schicksal dieses Mannes lag. Jean François begriff dagegen keineswegs, um was es ging, und lehnte ab, als sie es ihm deutlich machen wollte.

Sein Gefühl verbreiterte sich. Er lebte sein Dasein bis zum sechzehnten Jahre rund herum aus im Kreis der Begriffe und Dinge, die ihn umgaben. Die Gedanken waren schlicht. Die Dinge gestalteten sich einfach, nur im Verkehr mit primitivem Dasein. Selten nur brachten anlegende Schiffe Europa in sein Blickfeld. Aber seine Seele saugte sich fest an Küste, Meer und Land.

Dann sandte ihn die Mutter, die noch vier Jahre die Welt durchschweifen wollte, von sich, damit er in den europäischen Dunstkreis eintrete.

Sie ſtellte ihm große Wechſel aus, und ſie verplauderten den letzten halben Abend.

Darauf ging er hinaus in den Garten. An der großen Hecke der weißen Himbeeren ſtand Kalekua, die dem Geſchlecht der Könige verwandt war, ſang vor ſich hin und ſchaute über ihren Garten hinauf zu ihrem hellen ſchönen Haus. Jean François, die Bruſt von Weite erfüllt, rief ihren Namen, mit der er die anfänglichen Spiele erſter Jugend geteilt hatte. Sie wandte ſich um.

In dieſem Augenblick hob ſich das Gefühl abenteuerlicher Ferne, in die er verlangte, zu einer großen Welle, und er, deſſen Hände noch keine Frau berührt hatten, überſtrömte den Körper des Mädchens mit Liebkoſungen. Ihre dünnen Gewänder ſchwanden unter ſeiner Hand, und er fühlte ihre weichen und wunderbar gerundeten Glieder ihm entgegenfliegen. Da faßte er ſie auf die Arme und trug ſie noch tiefer in den Garten in die Mulde einer Platane.

Ganz umhängt von ihrem Duft hob er ſich in den Morgen, ſchiffte ſich ein und fuhr nach England.

Nach zwei Jahren ſchon zog ſeine Mutter ihm nach. Sie nahmen ein Haus in der Nähe des Hydeparks. Sommers zogen ſie auf ein Landgut in Schottland. Sie empfingen viele Menſchen, gaben große Geſellſchaft und hatten ausgewählte Freunde. Aus ihren Beſitzungen floſſen gewaltige Mittel immer erhöht ihnen zu, ſpäter verkauften ſie Anwartſchaft und Faktoreien und breiteten das Kapital in engliſchen Anlagen aus.

Vor der Wirklichkeit dieſes feſt gegründeten Daſeins ſank die Jugend der Südſee, faſt vergeſſen, in Traum zurück. Jean François ſtudierte in Cambridge, züchtete Hunde und hatte Anſpruch auf die diplomatiſche Laufbahn. Mit neunzehn Jahren hatte ſich die Luftſchicht weltmänniſcher Beherrſchung dicht um ihn gelegt.

An dem Tage, wo er den großen Preis im Ballſpiel für das weſtliche England errang, ſtarb ſeine Mutter. Er erfuhr es, als er, den Kopf zurückgelegt, ſich von der Richtertribüne wendend, nach der Seite ging und den Diener ſah, der ihm den Brief überreichte.

Er war einundzwanzig Jahre, hatte einen glänzenden Körper und gute Zukunft, wie viele ſagten.

Er kehrte nach London zurück, verſchloß die Fenſter und nahm am brennenden Kamin das Bild ſeiner Mutter vor und beſchaute es. Sein Herz öffnete ſich nicht, ſie heftig zu beweinen. Kaum ward ihm die eingetretene Leere bewußt. Eine Unbegreiflichkeit waltete über ſeinen Gefühlen, daß ſie ihn, dem Schwung erhöhter Seelenlagen fernhaltend, alle Empfindungen nur von der Oberfläche diktiert und durch etwas von ſeinem inneren Daſein getrennt erleben ließen. Er zog in der Folge roten Dreß an und jagte Füchſe und legte die Sachen der Mutter beiſeite. Beim Jagen und raſchen Leben kam ihm geringer das Gefühl, in leichter Betäubung ſich zu befinden.

Bei einem ausgeſuchten Diner ſaß ihm eine Sängerin gegenüber, deren zarte Haut und große Augen ſeinen Blick anzogen. Um ſie beſſer zu ſehen, nahm er eine breite Blumenattrappe und ſetzte ſie auf den Boden hinter ſeinen Stuhl. Ihr Blick begann, entgegenkommend, gleichfalls auf

ihm zu ruhen. Ihr Reden war ſchnell und heiß. Unmerklich hob ſie ein ſpitzes Glas, als ſie mit einem Nachbar anſtieß, herüber zu ihm. Als nach Tiſch alles in den Muſikſaal ſtrömte, ſtellte er ſich hinter ihren Fauteuil und redete zu ihr. Sie, ohne ſich umzudrehen, ſagte: „Ich kenne Sie nicht".

„Sie ſollen es lernen," ſagte er. Verbeugte ſich kurz und berührte knapp ihr Knie im Gehn mit dem ſeinen.

Sie trug an dieſem Abend eine gelbe Robe, und ihre ſchönen Brüſte ſtanden voll und feſt in dem ſchmalen Ausſchnitt. Leichter Puder machte die Locken grau, die tief in ihren Kopf hineinhingen.

Sie ließ ihn zweimal durch ihren Diener abweiſen, bis er eindrang und ſie ihm Geliebte wurde.

In einer Nacht fragte ſie ihn, als ſie ihn übermäßig ihrer ſicher glaubte, wie alle Frauen fragen: nach denen, die vorausgingen.

Es ſeien einige, doch nicht allzuviel, denn dies ſei billig, ſagte er. Sie fragte, wie lange es her ſei, daß er die letzte gehabt habe, und er zuckte die Achſeln.

„Was waren sie, Lieber?“

„Was soll die Frage, die nicht schön ist?“ sagte er langsam.

„Mein Herz stürmt, daß ich es weiß. Um Sie mehr zu lieben.“

Da drückte er die Ampel aus und sagte: „Eine Blumenverkäuferin von den Docks, eine Dame, ein Mädchen, eine Tänzerin, eine liebe Frau ...“

Sie schloß die Augen und öffnete sie verwirrend vor den seinen: „Keine hielt Sie in dieser Reihe?“

Sie sah an seinem starken Körper hinunter, und im Gefühl, daß in solchen Erlebnissen sich das Weibliche in seiner ganzen Art erschöpft habe, legte sie sanft ihre Brüste an seine Wange und fragte das Gleiche ein weiteres Mal.

Da warf er sich hoch, und indem es schien, daß er sie ganz in sich schlinge, sagte er ihr, daß er auch sie verlasse, wenn der Nebel vor den Fenstern heller werde. Er blieb noch einige Stunden bei ihr, indem er sie streichelte und ihr Wesen ein letztes Mal einsog, denn sie war schön und edel und weinte, die Hände vor die Augen geschlagen. Dann verließ er sie.

Er ging den Morgen in die Themſe und badete. Dann ging er nach Hauſe, ließ packen und fuhr nach den ſchottiſchen Gütern. Aber am erſten Tage der dritten Woche glitt er, jagend an einem Bergrücken, aus und brach das linke Bein. Sein Hochländer trug ihn ins Tal.

Sie tauchten immer tiefer hinunter, wo die Dunkelheit ihnen entgegenkam, und je mehr ſie in die verdichtete Landſchaft hineinſchritten, überfiel ihn Beklemmung, deren Sinn er nicht begriff. Sie erreichten ein Licht, ein geöltes Haus. Sie ſchrieen nach dem Beſitzer und befahlen ihm, mit dem Pferd in die Finſternis hineinzureiten, damit er Hilfe bringe. Erſt am Morgen kam er mit einem weißbärtigen Mann, der das Bein einrenkte. Als die Knochen wieder aneinanderſtießen, ſchrie Jean François vor Schmerz, ſo ſehr lähmte der Alp ſeine Bruſt.

Der Hochländer ſchaute abgewandt durchs Fenſter, und Jean François, der fühlte, wie jener ſich für ihn ſchäme, ſchrie ihn an, und wurde ungerecht. Am nächſten Tage aber ſchenkte er ihm

das Elengeweih ſeiner Sammlung, damit dieſer beides vergäße, die Scham und den Schrei.

Da er lange lag, haderte er mit dem Geſchick. Denn er fühlte, daß der Druck über ihm blieb. Er wollte ihn vertreiben. Er fuhr mit dem Auge die Berge hinauf und ließ den Blick herabfallen in die Wieſen, über denen Kuhgebrüll erdwarm donnerte. Er trieb Studien, er las. Er färbte Stoffe. Er focht zwei Stunden des Morgens angeſchnallt ans Bett mit einem großen Fechter des Clans, damit ſeine Muskeln hart blieben. Aber es half nichts.

Nach ſechs Wochen zog er wieder in London ein.

Sein ſeitheriges Leben kam ihm in gleicher Form entgegen.

Er griff es, nahm es und lebte weiter.

Eines Abends reizte ein Mädchen ſein Gefühl, das mit einer herriſchen Kopfbewegung aus dem Nebel ihm entgegenkommend in den Laternenſchein hineintrat. Sie war unterſetzt mit geſchmeidigen Lenden und trug einen ausländiſchen Pelzhut. Er drehte um und folgte ihr. Sie gingen durch

Straßen und Gassen, es war eine ganze Stunde, daß er sie verfolgte, da kamen sie in die Gegend des Hafens. Die Gassen verwirrten sich immer verzogener ineinander. Da bog sie zur Seite und verschwand. Das Haus, in das sie getreten war. hatte einen wüsten Eingang voll Winkel. Ein grünes Licht flammte davor. Die Fenster waren aus Ölpapier und erleuchtet.

Jean François trat ein. Im Flur schon hörte er, wie Musik begann. Er trat in einen Saal. Links saßen die Musikanten. Sie spielten Flöten und irische Dudelsäcke. Ein einzelner Hagerer hieb wild auf eine Pauke.

Im Hintergrund hob sich der Saal im Rauch und Qualm zu Terrassen von Stühlen und Bänken in die Höhe und vergrößerte sich ungewiß. Vorne schwankten Paare durch die dichte Luft. Schreien und Gestampf durchbrach die Musik.

Auf einem der Tische stand eine der Vorstadtköniginnen, wunderbar wild im Bau, hatte eine rote Mütze über den Haaren, die Bluse voll herabgestreift und schwang die Arme singend, den Kopf

im Rauſch gerötet, durch den Raum. Der Rauch umwallte ſie manchmal ganz, dann riß er ſie wieder in die Blicke. Ihre Augen glänzten wie feuchte Steine, der Mund ſtand offen, derb und glühend.

Ein Matroſe ſchwankte mit großen Sprüngen über die Diele und ſuchte im Vorbeiſprung Jean François zu umarmen. Doch der ſchob ihn weit zur Seite und arbeitete ſich durch die Tanzenden quer hindurch zu den Stuhlkolonnen und ſetzte ſich an einen leeren Tiſch. Das Geſicht eines Graubärtigen bewegte ſich neben ihm auftauchend und brachte ihm Punſch, der ſcharf nach Eſſig roch.

Plötzlich ging die Saaltür weit auf und ſchloß ſich raſch, friſche Luft ſtrömte herein und warf den Rauch auseinander, die Ölfenſter knallten unter der Luft, die wie helle Neſter eines über dem anderen hockend die ganze Straßenfront gliederten ... da ſah er in der Lücke, daß am anderen Ende des Tiſches ein Mann ſaß, deſſen Blick ihn kühl abmaß. Er hatte grüne Augen, Brauen, die ſich romaniſch über die Stirn ſpannten und ein bleiches Geſicht. Er trug die Kleidung eines vornehmen

Mannes, eine flandrische Krause als Einsatz, aber hohe Stiefel.

Der Mann erhob sich und setzte sich ihm näher gegenüber.

Die Musik brach jäh ab. Vom Nebentisch sprang die Tanzende herunter und warf ihre Arme von hinten her dem Fremden über die Schulter und drängte ihre schweren Brüste um seinen Nacken. Sie hatte den Kopf an sein Ohr geschmiegt und lachte, über ihn weg kokettierend, zu Jean François hinüber. Im gleichen Augenblick aber steckte ein Matrose seine Hand in des Gegenübers Tasche und zog mit zwei spitzen Fingern ein funkelndes seltsames Stück Börse wie einen Wurm heraus.

Jean François erheiterte dieser Fall sehr, allein er nagelte trotzdem den Kerl sofort mit gezogener Handpistole auf den Platz fest. Der Bursche ward bleich, von einigen Tischen scholl Geschrei.

Der Fremde lächelte, nahm die Börse zurück, um sie dem Matrosen mit einem Kompliment wieder zu überreichen. Dann dankte er, indem er den ausbrechenden Tumult des Lokals mit einer Hand-

bewegung dämpfte, durch eine leichte Verbeugung Jean François für seine Güte.

Das Mädchen hatte sich auf seine Knie gesetzt.

Seine Hand spielte nebensächlich mit ihr, indem er Jean François bat, als einen Ausgleich und um — zumal als Ausländer — höflicher Handlung mit edelmännischer Genugtuung zu begegnen, eine Bitte an ihn zu richten.

Allein Jean François lächelte nur, denn ihm schien nichts wünschenswert, was er nicht selbst hätte erreichen können.

Doch auch der Fremde lächelte.

Und wiederholte eindringlich, daß er bäte, ihn nicht zu verkennen, sondern ins uferlos Blinde über ihn zu verfügen, denn es sei morgen bereits schon zu spät, und das würde ihn schmerzen, wo ihn eine Flotte nach Indien fahre. Dann lächelte er wieder, Jean François' Erstaunen erwartend.

Der aber durchdrang mit dem Blick den Rauch des Zimmers, schweifte einige Sekunden in Entferntem, das ihn betäubte mit der Unendlichkeit der Bilder, und sagte, dem Traum der Jugend

nahe gebracht, dunkel aufgewühlt und Unbekanntem willig folgend (obwohl er erstaunte über Sinn und Klang der eigenen Stimme), er bäte um ein Patent, wenn dies in der Macht liege ... „Würden Sie ..."

Der Fremde jedoch zog ein Papier, bemalte es mit wenigen Zeichen und überreichte es ihm. Es war ein Diplom als erster Leutnant und zweiter Supracargo auf einem Schiff, das „Santa Cruz" hieß.

Jean François sah ihn scharf an. Dann verbeugte er sich.

Der Fremde hielt ihm die damenhaft schmale Hand hin, in die das Mädchen auf seinem Knie einige Tropfen Wein schnickte. Aber eh Jean François einschlug, sagte er, daß er wohl wisse, wie eng dies ihn binde, daß er aber innerlich keine Verpflichtungen auf sich nehme, denn er sei gewohnt, die Stunden zu treiben, wie er wolle, zu weilen, wie ihm passe und der zu sein, der er beliebe. Doch der mit den grünen Augen ihm gegenüber saß, gab hierauf keine Antwort, empfing den Handschlag und wies hinaus, wo Pferde stampften.

Sie erhoben ſich und verließen den Raum. Das Mädchen zerrte an ihren Röckſchößen. Sie achteten nicht darauf.

Ein Wagen mit weißen Pferden hielt in der Gaſſe. „Sie werden alles finden," ſagte der Fremde, „aber Sie dürfen nicht zögern." Er verabſchiedete ſich, da er noch einiges zu verhandeln habe und ſagte, ſie würden ſich bald wiederſehen. Der Wagen fuhr bis zum Hafen. Eine Ruderbarkaſſe brachte ihn ans Schiff.

Sie zogen die Nacht noch den Fluß hinunter. Am Morgen floß England hinter ihnen zuſammen wie grauer Schaum.

Als die Weite des Meeres vor ihnen lag, füllte ſich Jean François' Herz mit toſenden Takten. Er nahm ſeine Equipierung auf dem Schiff. Als er ſich umzog, trat ein Offizier in ſeine Kabine, — er wechſelte gerade die Hoſen, — und bat um die Aushändigung des Patents. Jean François reichte es ihm:

„Sie werden erſtaunt ſein, mich aus einer ſchwärmeriſchen Nacht in dieſe Fahrt und Stel-

lung stürzen zu sehen, im Abendanzug, Leutnant Vaudricourt. Allein es trieb mich so."

Der Leutnant grüßte höflich und erwiderte, dies wolle nichts sagen, denn er habe die Fregatte lediglich mit einer Nachtkleidung und einem Damenstrumpfband aus weißer Seide erreicht. Er legte die Papiere zusammen und sagte: „Ich sehe, wer Sie sind."

Er war höflich. Er war Franzose, wie viele auf diesem Schiff Übergetretener, und von guter Erziehung.

Am Abend, als er die Offiziere zu einem großen Diner einlud, erfuhr Jean François, daß sie sich mit fünf anderen Schiffen vereinigen würden, bestimmt, Brotbäume in der Südsee aufzunehmen und sie zur Verpflanzung nach Westindien zu schaffen. Die Verdecke waren schräg aus Blei aufgelegt mit Rinnen zur Bewässerung. Zwischen den oberen Verdecks waren hohe Räume, und in einem falschen Boden standen hunderte Kübel.

Nach vier Tagen trafen sie auf eine Flotte. Signale riefen die Offiziere auf das Admiralschiff.

Sie ſtellten ſich im Halbkreis auf dem Hinterdeck auf.

Dann erſchien, begleitet von großem Stab, ein Mann, edel und vornehm. Er hatte grüne Augen, Brauen, die ſich romaniſch über die Stirn ſpannten und ein bleiches Geſicht. Die Augen funkelten. Die Offiziere verbeugten ſich tief.

Er ſenkte langſam den Kopf. Über ſeiner Bruſt ſchwebte noch das Ludwigskreuz. Sein Degen war von wundervoller Arbeit. Es war der Admiral.

Er ging auf Jean François zu, nachdem er die Befehle ausgegeben hatte, nannte leiſe ſeinen Namen: „D'Aché," und bat ihn, mit ihm zu kommen. Sie ſtiegen über einige Treppen tief hinunter. Dann traten ſie in einen breiten Raum.

Der Vicomte hob einen Leuchter und deutete auf einen Käfig, in dem ein Mann geduckt ſaß: Der Käfig hing an Seilen hoch von der Decke herunter. Er ließ mit einem Griff ihn ſich ſenken. Jean François ſah, daß es der Matroſe war, dem er vor ſechs Abenden ſeinen Piſtolenmund auf die Magengrube gerichtet hatte, und der Graf ſagte lächelnd:

„Junger Mann, ich schätze Ihre Liebe für andere Atmosphären, in denen das Leben derber und inbrünstiger geht, als in den uns angemessenen. Ich liebe dies auch. Sie werden darüber schweigen, hören Sie. Ich habe Sie verpflichtet, weil ich aus dieser Anlage Großes und Wildes von Ihnen erwarte.

Doch das mit der Pistole war töricht. Sie mißverstehen den Stil. Man hätte uns in Fetzen geschlagen. Man muß das anders machen. Den hier habe ich mir später selbst und allein noch geholt. Fragen Sie ihn."

Der Matrose wimmerte, aber schwieg ...

Jean François fuhr mit seinen Offizieren zu seinem Schiff.

Während der Fahrt betrat er das Admiralschiff nicht mehr.

Sie waren drei Leutnants auf der Fregatte, er, Vaudricourt und Jules Labé. In den Nächten seufzte Vaudricourt nach dem Mond und erlebte die Verse großer Dichter, wenn das Meer in ziellosen Spiegelungen erglühte. Labé hatte eine Kreo-

lin mit, die in einer Matte unter dem großen Segel lag und rauchte.

Oft ſpielte Vaudricourt auf einer langen ſilbernen Flöte ihr vor und ſang mit warmem Tenor. Sie ſchloß die Augen wieder, öffnete ſie zu Jean François und bat ihn, ihren Windhund zu holen, damit ſie mit dieſem ſpiele. Sie hetzte ihn über das Verdeck, und ſeine wilden Laute ſchoben ſich zwiſchen die Schwingungen der Flöte. Vaudricourt biß ſich die Lippen und ſagte:

„Madame, wenn Sie das Spiel nicht lieben, will ich die Flöte ins Meer werfen, obwohl ſie Richelieu meinem Vatersbruder gab.“

Die Kreolin bog ſich in ihrer Matte und ſagte: „Aber ich liebe das Spiel.“

Der Hund ſprang über die Matte hin und zurück, und ſie ſah Vaudricourt ſo lange an, bis er verzweifelt ans Heck ging und ins Weite ſtierte.

Abends legten ſie eine Pharaobank auf und ſpielten.

Als ſie um Kap Horn fuhren, griff ein Wind ſie von der Seite und warf ſie gegen eine Bank.

Da das Steuer aus Zufall quer ſtand, glitten ſie ſcharf vorbei.

Wieder flogen ſie in den blauen Spiegel der Winde.

An einem Morgen lag Land vor ihnen. Sie hoben die Köpfe. Sie begriffen erſt langſam, daß es Land ſei. Sie fuhren Wochen ſchon.

Steil erhob ſich eine dunkle Küſte, die ohne jede Einſchnürung war. Sie ſuchten zwei Tage lang eine Einfahrt an der weſtlichen Küſte, ſie trafen nichts als einen Wall ſchwarzen Geſteins, aus dem Flüſſe ins Meer ſpien. Da gab das Admiralſchiff das Zeichen, und ſie fuhren nach der öſtlichen Seite.

Da hob ſich der Nebel und ſchwebte in einer gleichen Lage wie ein myſtiſches Tuch in die Höhe. Berge in tauſend Gipfeln, die weiß waren wie Schnee, ſtellten ſich gegen den Himmel, der in unſäglichem Blau an ihren Linien herabrann. Vor ihnen öffneten ſich geſchwungene Buchten, ſaftig und grün heranſchwellend ans Meer.

Sie warfen Anker.

Dann ſchifften ſie aus. Da brach aus Gebüſch weiter hinten eine Maſſe fetter eingeborener Weiber mit Geſchrei. Doch liefen ſie nicht nach vorn, ſondern bewegten ſich in gleichbleibender Erregung am Platz.

In der Mitte zwiſchen der Küſte und den Tobenden ſtand eine Zeder mit Olivenblättern. Neben ihr, allein, war ein Eingeborener, braungelb, und hob die Hand. Er näherte ſich nicht und ließ ſie herankommen. Die Offiziere grüßten ihn höflich, ſo viel Würde war an ihm. Jean François ſprach ihn an. Da wuchſen, als er die eigene Sprache vernahm, ſeine Augen ins Ungemeſſene, er berührte ſeine Naſe und verneigte ſich tief. Sie verabredeten zum folgenden Tag eine Expedition. Durch Boden aus Bims und ſchwarzem Glas brachen ſie vor, bis ſie in ein Tal kamen, das viele Brotbäume hatte. Jean François befahl, ſie auszupflanzen und auf das Schiff zu bringen.

Der Anführer verneigte ſich, ſprach kein Wort und ließ den Blick nicht von ihm.

Rückwärts durchquerten ſie einen Sumpf, in

dem viel Pappeln ſtanden. Am letzten Rande des Moors, wo das Gelände ſich nach dem Meer abbaute, ſaß eine Frau, die eine Farrenwurzel kaute, die Faſern löſte und einem Säugling in den Mund ſchob. Es war hoher Mittag und die Sonne fiel ſteil auf die Frau.

Sie hob den Blick, ließ ihn an Jean François hängen und hob das Kind hoch in die Luft, drehte ſich dreimal im Kreis und lief rufend, die Arme kreiſend, davon.

Das Land war Neu-Seeland.

In der Nacht ging Jean François auf Deck. Schlaf kam ihm nicht. Er ſah die weiche Küſte ſich gegenüberliegen. Er ſann nach. Er war nie an dieſer Inſel geweſen. Er ſchaute den Himmel ab. Der Mond rollte hoch über den Bergen des Weſtens. Er fühlte ſich ſehr leicht und umgeben von einer unerhörten Wallung. Er horchte lange, ſchnickte Waſſertropfen von ſeinem Ärmel und ging hinunter.

In der Nacht fiel Froſt.

In den drei folgenden Tagen füllten ſie die

Hälfte der Schiffe mit Bäumen. Am vierten fuhren ſie.

Sie fuhren nördlich.

Die Schiffe glitten voll Muſik zwiſchen wunderbaren Eilanden durch, an Buchten vorüber, die voll Pinguinen ſaßen und von Bächen durchſtrömt waren. Sie lagen den ganzen Tag auf dem Vorderdeck und rauchten. Das Meer war leicht und kaum bewegt, und die Inſeln formten ſich mit glänzenden Farben und Vogelruf aus ihm heraus wie Waſſerblumen.

Als ſie zwiſchen einem Gemiſch ſüßer Buchten lavierten, ſuchte die Kreolin Jean François zu verführen, indem ſie abends nach dem Ankern ihr Bein aus der Matte gleiten ließ und ihren Fuß langſam über ſeine Hand führte.

Doch er ſtellte das Windlicht ſchräger, daß die Matte ganz in Vaudricourts Blickfeld blieb.

Sie ankerten noch einmal in Guam, um Waſſer zu nehmen und den Reſt der Ladung. Sie blieben zwei Wochen in dem Hafen, der vor vier Winden ſchützte. Die Bucht war morgens rot von See-

gras, Meerwölfen und Seenesseln. Große Schildkröten schwammen langsam vorüber.

Den Mittag gingen sie in die Stadt, die auf Pfählen stand. Der spanische Gouverneur Dom Simon de Auda ließ die Wache antreten und ging ihnen jeden Tag in großer Uniform entgegen. Auf seiner Veranda nahmen sie Schokolade und lange Zigaretten, die er ohne Pause selber drehte. Dann ritten sie ins Innere, das voll Savannen lag, die tief in den Urwald hineinreichten, auf denen weiße Ochsen mit dunklen Ohren gingen. Am letzten Abend gab er ihnen ein Fest.

Die Eingeborenen, deren Reste die Spanier auf diese Insel gepfercht hatten, da sie revoltierten und aus Verzweiflung ihre Frauen zwangen, die Kinder nicht mehr auszutragen, bewegten sich mit Lichtern und Stieren auf einer weichen Rasenebene, um die der Wald aufwuchs. Im Gezuck der Bodenfeuer und dem Kreischen der Männer kämpften zwei Hähne. Der Spanier saß unbeweglich und stolz davor. Sie nahmen großen Abschied. Aber im letzten Augenblick, noch am Strand, kam eine

Schar aus dem Inneren, die Weiber mit roten Hummerſcheeren in den Ohren und legten, die Offiziere umringend, Gaben hin und in die Nähe von Jean François. Jean François verzog nicht den Mund.

Letztmals legten ſie bei den Philippinen an. Der Gouverneur ſandte eine Einladung durch ſeinen Miniſter, einen Native in Hoſen aus roter Seide und weißem, chineſiſchem Hemd. Er bat, ungezählt lang zu bleiben. Seine Langeweile wiege ſeine Orden nicht auf. Er verſprach geſtirnte Hirſche und Eingeborene mit Schwänzen.

Jules Labé ſagte lächelnd, ein Wunder ſei eines Wunders wert und ſah auf Vaudricourt. Die Kreolin trug eine ironiſche Falte und bat, ihr den weißen Stoff zu beſorgen, den der Miniſter trage. Jules Labé zog ihn in eine Ecke und kaufte das Hemd um eine Piſtole. Nur ſeine Hoſen glühten, als er halbnackt vom Ufer zurückwinkte. Die ganze Nacht ſchwammen die Inſeln unter weichen Mandolinentönen.

Morgens flaggte das Signal zur Abfahrt.

Mittags hob ſich ein Strudel aus dem Meer, wuchs an den Himmel und ſprengte wie ein Geſchoß die Schiffe auseinander.

Sie fuhren auf ſeiner Fregatte Wochen irr und im Sturm.

Als ſie glaubten, daß ſie ſterben wollten und alles gleich ſchien, ſenkte ſich ein linder Abend herab. Die Wellen ſchoben ſich ineinander, der Wind lief gering und zart. Wie ein Schaumneſt quoll der Horizont auseinander. Im letzten Licht ſtreckte ſich eine ſchmale Bai vor ihnen aus. Sie wußten nicht, wo ſie waren. Der Sturm hatte die Kompaſſe zerhauen. Sie fanden nur aus dem Sonnenſtand, daß ſie weſtlich fahren müßten und beluden, die Geſichter aufgehellt, das Schiff mit Leinwand, daß es gut davonſtrich. Sie warfen keine Anker in der Dämmerung, da die Lotung günſtig war.

Sie ließen die Fregatte gleiten. Dämmerung ſchob ſich raubend zwiſchen das Schiff und das Land. Sie glitten in leichter Briſe ſeltſam geſchwellt in das warme Meer.

Da ließ Jean François, während die anderen aßen, die Hände vom Reeling. Sein Herz hob sich. Er taumelte faſt. Von einem Geſtiegenſein getragen, ging er ans Heck. Sein Herz ſprang. Er überſtrich das Schiff mit dem Auge. Er wußte nicht, was er tat. Aber er ließ, ſtolz und ſtrahlend, das kleinſte Boot herunter, ſprang hinein und ſtieß ab von der Fregatte in die Dunkelheit, die ihn anzog, daß ſeine Pulſe brannten.

Er ging ohne Abſchied, die Hände leer, das Ohr ungeheuer gefüllt vom ſchwachen Geräuſch ferner Brandung.

Allein die Ebbe war ihm entgegen. Er ruderte mit allen Muskeln. Doch er kam nicht vorwärts. und das erzürnte ihn, daß er das Ruder drohend in die Nacht hinein hob.

Er arbeitete weiter. Er ruderte mit allen Muskeln, allein die Ebbe war entgegen und warf ihn zurück. Es war eine lange Nacht. Sturzſeen überfielen ihn. Riffe türmten ſich auf. Sein Kiel ſtreifte oft an Madreporen. Allein er barſt nicht.

Sein Geſicht ſtrahlte, daß die Dunkelheit um

ihn wich. Seine Augen hefteten ſich an das Land und zogen ſich hin an dieſer Kette. Gegen Morgen umfuhr er eine Bucht Korallen und ſchob ſich in helles Waſſer. — Als ſein Boot Sand unter ſich erknirſchen machte, wich die Dämmerung. Die Küſte lag frei. Er ſprang mit einem rieſigen Satz hinüber.

Es wurde Morgen, und Helligkeit ſtürzte über ihn.

Vor ihm ſtanden Eingeborene, die Muſcheln ſuchten. Als er aber unter ihnen erſchien, erſtarrten ſie. Einer allein ſprang in die Luft, drehte ſich im Wirbel und ſchrie wie in hitzigem Gelächter.

Die anderen aber fielen zur Erde. Sie lagen wie gefällt. Die Frauen ſahen hoch und zogen die Haare über den Mund. Dann riefen ſie: „Rono .... Rono“ — und weiter kein Wort.

Er befahl ihnen aufzuſtehen. Sie wichen zurück.

„Welche Inſel?“ rief er mit der Sprache von O-Taheiti.

Allein ſie antworteten mit dem rechten Dialekt:

„Oahu“, ſagten ſie und ſtarben ſchier.

Er aber hatte dieſe Sprache lange nicht gehört.

„Oahu", ſagte er und ſah ſich um. Seine Augen ſchloſſen ſich. Das Blut zog hinauf in den Kopf. Dann fiel es zurück. Die Blicke faßten alles.

Zugleich vergaß er alles Vorherige. Es hatte keinen Wert mehr, es fiel wie eine Kuliſſe. England ſtrömte aus ſeinem Bewußtſein. Vaudricourt, die Kreolin flogen ſchemenhaft von ihm. Alles Seitherige erſchien ihm nur geheimnisvoll (auch im Unbegreiflichen) nach dieſer Küſte gerichteter Wille.

So begriff er alles im Fallenlaſſen und Heben der Lider. Nahm den Fall des Strandes in ſich auf, das Erbrauſen der Brandung, die Demut der Natives und einen zarten Maiabaum, der ganz allein auf der Küſte ſtand.

Wie alles hinter ihm zurückſank, kein Gedanke das Schiff mehr ſuchte, das zwiſchen fernen Wellen ſegelte und nichts mehr aus ihm her daran rührte, ſtieg eine Zärtlichkeit in ihm, der folgend er niederkniete. Legte das Geſicht in den weißen Sand, erhob ſich, den Kopf drehend, und ſchrie wie ein Tier in das Land.

Da ſtoben die Eingeborenen in den Wald.

Nachdem er die alte Welt aus ſeiner Seele getilgt hatte und gierig den Einzug der neuen ſpürend, folgte er ihnen.

Es war ſtill. Die Bäume ſchloſſen ſich dicht über ihm. Er ging. Eine Fledermaus ſpannte ſich vor ihm auf und flog. Wurzeln krallten ſich über den Weg. Der Tag ſtieg. Ein Trogu kletterte in den Palmen. Er ſegnete ihn. Zwiſchen Schachtelhalmen rauſchte ein Wiedehopf. Es wurde ſtiller. Sein Herz klopfte bis in die Kokoskronen und breitete ſich über ſie. Sein Herz ſchwoll über den Wald und verſchlang ſich mit ihm, daß jedes Geräuſch der Blätter in ſeinen Kammern mitſchwoll. Er empfand Zärtlichkeit für alles. Am Mittag ſah er einen langen, ſpitzen Kopf mit ſteilem, hohem Ohr. Es war ein wildes Schwein. Es ſah ihn an. Er ſtreichelte es.

Er ging.

Dann kam er in ein kleines Tal. Bergwände warfen ſich herunter, es war eng und dicht. Plötzlich verließ er das Dickicht und brach ins Freie.

Die Enge war paradieſiſch. Palmen ſchwankten in der Sonne über einer Hütte.

Vor der Hütte ſtand ein Mädchen.

Als er kam, kniete ſie nieder und flüſterte: „Rono.“

Er trat an ſie heran und ſagte: „Liebe mich.“

Sie war weiß wie eine Franzöſin mit einem metalliſchen Schimmer der Haut. Ihre Glieder waren ſchlank und weich. Sie ſtand auf.

Sie hob die Arme. In den Achſelhöhlen ſaß kupferner Flaum. Ihre Haare waren tiefrot und glatt.

Sie hob die Arme und legte ſie um ſeinen Hals. Er trug ſie in die Hütte voll Erleben des zärtlichen Druckes, mit dem ſie ſich an ihn lehnte, ſo, als ſtürbe ſie an ihm.

Er fragte ſie, wie ſie heiße.

Sie wagte ihren Namen vor ihm nicht zu ſagen. Da nannte er ſie Kalekua, weil ſie dieſer ähnlich war.

Aber nach wenigen Tagen bedrückte es ihn, daß er deren Erlebnis noch ungelöſt und ſchwingend hinter ſich trage. Er brach auf und ging zwei

Wochen durch den Wald mit ihr bis Honoruru zur südlichen Küste. Dort hörte er, Kalekua sei gestorben, und dies erfüllte ihn mit Freude, denn nun schien ihm alles auf diese Frau übergegangen zu sein.

Er baute zwei Tage von der kleinen Stadt der Natives ein Haus auf einem schwarzen Lavafelsen, der die Bai überragte.

Morgens sahen sie gleich aufs Meer, in dem Kanoes lichte Schaumstreifen hinter sich zogen und silberne Rollen an den Madreporen rannten. Einmal lag ein Schiff lang draußen unbeweglich, das amerikanischen Kaufleuten gehörte, die Sandelholz nach China brachten, wo es als Weihrauch durch die Pagoden stieß. Sonst kamen keine Schiffe.

Oft regnete es. Aber der Himmel blieb strahlend blau, und die Tropfen hingen wie tanzende Seile in die See.

An einem Morgen nahm Kalekua ihn bei der Hand und führte ihn stundenweit. Sie bahnten sich durch Farrengestrüpp und Unterholz einen Weg.

Spät kamen ſie in eine Schlucht. Kalekua ließ ſeine Hand nicht frei. Plötzlich, nachdem ſie unter überhängenden Felſen lang gegangen waren, traten ſie hinaus.

Über ihnen war ein Brauſen. Sie hoben die Köpfe. Er ſah auf der einen Seite der Schlucht einen Strom herabfallen, aber in der Mitte der Luft fing ihn ein Windſtrom, der ſtrudelnd gerade vor ihnen hochſtürzte, und trug ihn auf die andere Seite hinüber. Der Wind ſtand wie eine blaue Spirale in dem Tal.

Kalekua ſah fragend zu ihm auf.

Da herrſchte er ſie an, ſtellte ſie und fragte: „Was willſt du?“

Sie ſagte: „Rono!“ und ſonſt nichts. Aber ihre Augen fragten. Sie kehrten zurück.

Manchmal kamen Natives an den Rand des Waldes und ſahen nach der Hütte und gingen ſcheu zurück.

Die Luft war klar und hell. Geräuſche ſpannten ſich unendlich aus. Klang entfernter Fiſcherboote hallte lang herauf. Selten wurden die

Nächte kühl. Drei Kokosbäume ſtanden um ihre Hütte. Kam Sturm, bogen ſie ſich wie Glas tief hinunter nach dem Meer. Es wurde heiß, aber eine leichte Briſe ſchob die Luft klar zuſammen und machte das Klima wie aus Seide glatt und kühl.

Kalekuas Weſen war durchſichtig und glänzend, und ihre Haut glich geblaßtem Bernſtein. Manchmal erzitterte ſie, wenn ſie Jean François ſah und ſchien unter ſeinem Blick aufzugehen und ſich zu entfalten, und in immer ſteigender, unirdiſcher Hingabe ihn mitzuführen und nach ſeiner Seele wiederum hinaufzuwachſen, daß er in den Umarmungen ihrer Nächte ſich wie ſchwebend empfand.

Einmal traf er ſie, als er durch den Wald ſtreifte. Sie ſaß neben einem Ohiobaum, ſpielte mit den roten Früchten und hielt eine zwiſchen den Knien. Ihr rotes Haar fiel ſtraff zurück. Sie ſang:

Inoa o Mauae a Para,
He aha matou auanei?
O Mauae, te wahine horua nui,
Wahine maheai pono.

Tuu ra te Ravaia
I ta wahine maheai,
I pono wale ai te aina o orua.
I ravaia te tane.
I mahe ai te wahine.
Mahe te ai na te ohua,
I ai na te puari.

Sie hatte eine Verklärung in ihr Geſicht geſammelt, daß er nicht wagte, ſie anzureden. Er ſchloß die Augen. Dann zog er wie ein Fuchs den Kopf ins Dickicht zurück.

Ein paar Tage regnete es hintereinander. Dann kam die Luft geſtrählt friſch herauf. Jean François lag auf ſeinem Bett und kaute gelangweilt an den Limonenblättern. Kalekua trat ein. Sie war noch feucht vom Bad. In ihren Haaren ſtaken vier weiße Federn.

„Du haſt die weißen Federn ...“

„Es iſt das Königszeichen.“ Sie ſtrich über ſie.

Ihre Bruſt bebte. Sie nickte. Dann ging ſie allein hinunter den langen Weg nach Honoruru zu den Zeremonien der Königin, der ſie verwandt

war in der dritten Reihe. Jean François lief den Tag durch den Wald.

Die Fledermäuse stoben auf. Sie reizten ihn nicht. Kein Trogu entzückte seine Augen. Er warf mit Früchten nach den wilden Schweinen und brüllte aus breiter Brust, daß sie verstoben. Er kam heim, als die Sterne sich über den Wald wölbten und lag eine Nacht, das Gesicht verzerrt gegen den Himmel, schlaflos.

Am Morgen wusch er sich, nahm ein Kanoe, stieß ins Meer, sang heiß, kam des Nachts in die Stadt und durchschweifte die Gassen. Gegen Morgen kam er an die große Bai. Draußen lagen im fahlen Silbergrau sieben Schiffe. Er begriff nicht. Er visierte. Es waren sieben Schiffe. Es waren nicht die seinen.

Drei waren Sandelholzfahrer, Amerikaner. Die anderen hatten die plumpe Bauchlinie und das Grau der Walfischfahrer der südlichen Meere. Er verstand diese große Flotte nicht, wo sonst nur einzelne in Monaten Pause ankerten.

Er ging zurück und trat in eine erleuchtete Hütte.

Matroſen johlten darin. Sie hatten Rumfäſſer aus den Schiffen herübergewälzt. Er ging auf den Beſitzer zu und nahm ihn zur Seite. Es war ein alter Chineſe, er kannte ihn. Der ſah ihn an von unten und ſagte, ſeit vier Wochen ſammelten ſich Schiffe und Matroſen am Strand. Jean François erſtaunte, allein ſeine Sehnſucht ging nach Kalekua. Er vergaß alles darüber.

Als er aber im großen Garten von Ananas bei ihrem Oheim Kuakini ſaß, begannen die Amerikaner das Haus der Königin zu beſchießen. Sie ſpeiſten gerade. Jean François ſprang hinaus. Zwiſchen den verankerten Schiffen und der Küſte wimmelten Boote.

Ein Weißer kam ihm entgegen. Er trug den dürftigen Taillenrock um die eherne Bruſt, ein ſtarres Geſicht, um das ſich Locken kräuſelten. Er war ein Miſſionar von den Schiffen.

„Warum tun ſie das?"

Der Miſſionar ſprach von Chriſti Wunden und hob ſein Bibelbuch. Da ſchlug ihm Jean François die Hand voll ins Geſicht.

Die Natives flohen aus allen Häuſern. Die Matroſen ſtellten Eſpingoles am Strand auf und ſchoſſen einpfündige Kugeln. Häuſer brachen knallend zuſammen. Das Haus der Königin brannte. Jean François ging in den Garten zurück, nahm Kalekua und floh mit ihr. Überall in breiter Kette ſtrömten Menſchen in den Wald, wo die Matroſen nicht mehr folgen konnten. Einige blieben ſtehen, hoben die Arme und machten demütige Gebärden, „Rono“ rufend.

Allein er umarmte Kalekua und fragte nach nichts.

Sie zogen zwei Tage durch den Wald. Am Abend noch, da ſie ihre Hütte erreichten, fuhr er hinaus aufs Meer. Er ſah ſein dunkles Lavariff in den Himmel aufwärts ſtoßen und ſein Haus wie auf einem Wellenrücken hoch tragen. Er ſah die geſchmeidige Flanke der Bucht ausgedehnt nach den beiden Seiten. Sah darüber gewölbt die Unendlichkeit des Waldes, den hellen Sand, die Muſcheln, die Sonne ... er ſang, er ſpürte in einer heißen Gehobenheit, wie dies alles zu ihm

gehöre und er ſich wieder darein zurückergieße wie an die weißen Glieder Kalekuas.

Kalekua aber irrte verwirrt umher. Glanz zog aus ihrem Auge. Sie ſprach nicht, ſie ſah ihn lange an. Es war einſam um die Hütte. Selten tauchten Eingeborene auf. Das Klima wurde köſtlicher und von Blüten durchzogen.

Einmal wagte Kalekua zu reden und bat, er ſolle das Unglück bedenken. Er verſtand ſie nicht. Sie meinte die Stadt und ſagte es. Jean François hatte es vergeſſen, als er den Abend in die See ſtieß, denn es war an der Größe ſeines Gefühls hinabgeglitten und beiſeite geblieben. Wenn er die Höhe der Seele empfand, was war es ihm, daß Matroſen Kokos plünderten! Und er lachte und ſagte es ihr.

Doch ſie ſetzte einen Fuß vor den anderen wie ſpielend und ſagte: „Sie ſind noch da, ſtreifen und ſuchen die Königin."

„Was willſt du —."

Da wies Kalekua auf ihre weißen Federn und bat zu ihr gehen zu dürfen, die verſteckt ſei, und zitterte vor ihm.

Schmerz wühlte ſich kurz in ſeine Bruſt, wie er dachte, daß ſie gehe, aber er ſah in ihre Augen und ließ ſie gehen.

Am vierten Tage ihrer Abweſenheit tauchte eine Flotte aus dem Horizont. Jean François lag auf dem Bauch über den Rand der Klippe gebeugt und erwartete ſie. Sie ſchaukelte weich getragen heran. Plötzlich riß er den Kopf zurück und ſchüttelte ihn. Dann ſprang er auf und lief ins Haus.

Es war kein Zweifel. Es waren ſeine eigenen Schiffe.

Er ſchrieb ſofort einen Brief. Er ſchrieb, fette Walkähne hätten die Küſte beſchmutzt, an der er lebe. Man ſolle ſie zerſchießen, obwohl es verächtliches Handwerk ſei. Er habe ſich vom Schiff entfernt wie er gekommen ſei. Er habe darauf vorbereitet, auch ohne zu wiſſen, warum. Darum unterlaſſe er es, Entſchuldigung zu erſuchen, denn allein das Verſtändnis erkläre ſein Tun: daß ſo ſein Drang und ſeine Art ſei.

Als die Schiffe Anker warfen in der Dämme-

rung, ſchwamm er hinüber und warf ihn ins Admiralſchiff.

Die Nacht lag er ſchlaflos. Er bedachte Vergangenes, wo die alte Welt ihn wieder überſpülte. Sein Hirn fand keine Brücke zu ihr. Sein Herz ſtaunte über ſie. Sein Leben ſchien nur nebenſächliche Vorbereitung für den Zuſtand, in dem er nur die höchſte Gleichgewichtslage ſeines Daſeins empfand. Er hob eine Muſchel und ſchlürfte ſie voll Andacht. Er ſtreichelte den Boden des Hauſes und empfand Erſchütterung. Er lächelte, hob die Hand, und unter dieſer Bewegung ſchwang das Vergangene ins Uferloſe zurück.

Morgens wechſelte das Admiralſchiff Signale nach dem Strand. Graf d'Aché ſtand auf der Brücke in großer Uniform, das Band des Ludwigskreuzes über der Bruſt. Er kommandierte:

„Mein Herr, Sie ſind deſertiert. Ich würde Sie in Eiſen ſchlagen, träfe ich Sie. Ich werde den Strand abſuchen laſſen mit fünfzig Mann. Man wird Sie wie eine Dohle fangen. Ihr Wunſch um Hilfe ſei aus Sachlichkeit gewährt.

Ich werde morgen fahren. Nehmen Sie von einem Gentleman am Schluß die Verſicherung bewundernder Freundſchaft."

Kurz danach kam Kalekua.

Am Mittag ſuchten fünfzig Mann mit Bajonetten die Küſte ab. Jean François floh nicht. Er wußte, daß ſie die Wege zu ihm nicht fänden, und ſie fanden ſie auch nicht. Anderen Morgens löſten ſie eine metallene Kanone, begaben ſich kreuzend unter Wind und trieben aus der Bucht nach Honoruru zu.

Kalekua hatte eine neue Weiſe zu gehen, ſie berührte den Boden weniger wie früher, ihre Hände hatten einen eigenen Takt und ihre Augen ſahen durch die Dinge hindurch, die ſie umgaben. Die Feierlichkeit reizte Jean François, und er bat ſie, ihn zur Königin zu führen, wenn ſie wieder zu ihr ginge. Und ſah ſie feſt an.

Sie erſchrak und wurde braun im Geſicht und ſagte ſtockend vor Freude und Angſt: „Ich will."

Sie ſpeiſten auf dem Tiſch vor dem Haus. Sie brachte eine Karabaſſe mit Teig, gebratenes

Schwein und ſüße Kartoffeln. Als ſie die Holzſchale mit Waſſer reichte, ſah er wieder, wie ſchön ſie war.

Sie ſetzte ſich ihm gegenüber, eine Yameswurzel leicht zerkauend, die Palmen bogen ſich in der Luft, das Meer ſcholl herauf.

Da wies er hinunter und ſagte ihr, daß er fremde Schiffe geſandt habe gegen die Chinafahrer und verzog keine Miene. Sie aber, ungläubig, übermäßig erbebend, ſprang auf, wandte ſich wie zum Fliehen, kehrte um und küßte ihn zwiſchen die Warzen ſeiner Bruſt, wagte den Blick nicht aufzuheben zu ihm und flüſterte: „Rono“. Jean François erzürnte über das Wort, das wieder auf ihn traf, ohne daß er es faßte, drohte ihr und fragte, was ſie damit ſage.

Sie hob wieder den Blick. Aber ſie brachte das Auge nur bis dahin, wo ſie ihn geküßt hatte, und faſt vergehend ſagte ſie:

„Du wollteſt zur Königin. Sie will dich ſehen.“

Ihre Haltung war ſchwach. Die Schultern hingen. Sie kehrte um in das Haus, kam zurück

und trug die weißen Federn. Sie nahm ſeine Hand und ſagte: „Komm.“

Dann gingen ſie in den Wald hinein und ließen das Haus hinter ſich.

Die Tür ſtand offen.

Das Meer brauſte blau hinein.

Kalekua ſah ſich noch einmal um.

Nachts ſchliefen ſie in einer Platane. Morgens wanderten ſie weiter. Als die Sonne ſteil ſtand, kamen ſie an einen Paß, der in Windungen ſich aufwärts drehte. Sie gingen lange. Mit einem Male endete der Weg. Hinter einem Buſch trat ein Mann hervor, der mit dem Firnis der Gummi-nuß im Geſicht gezeichnet war. Er neigte ſich. Kale-kua winkte mit der Hand. Da ging er vor ihnen her.

Sie ſchritten durch den Buſch und gingen über eine Gegend, die verbrannt war, dürrer als Wüſte. Erdhaufen bogen ſich wie Wellen. Riſſe durch-fuhren den Boden. Trockene Büſche klebten am Rand der Steigung. Kalekua packte ſeine Hand. Sie kletterten über eine Lavadüne, bogen und ſtie-gen eine kleine Terraſſe hinunter.

Der Boden ſenkte ſich tief und lief in mächtigen Kurven ſich verſchlingend um einen Streifen Waſſer, der ſich tief ausdehnte, den wieder Zungen und Wellen Landes durchſtießen und ſich ſo zum Horizont verloren.

Aus dem Waſſer brachen Kegel wie ſpitze Maulwurfshügel. Aus ihren Röhren ſtieg lautlos weißer Dampf. Es waren Hunderte von Kegeln. Einer ſpritzte Gelbes aus ſeinem glasdünnen Schlund.

Kalekuas Hand führte ihn weiter. Vor ihnen ging der Gezeichnete. Sein Rücken zitterte.

Jean François ſchritt federnd und leicht. Sein Herz ſtürmte in eine große Erwartung. Seine Augen ſtreiften ein großes Erlebnis über den Tag und hungerten danach.

Sie ſtiegen wieder. Es wurde glühend vor Sonne. Die Erde tat den Sohlen weh. Nirgendwoher kam ein Wind.

Dann tauchte eine Mauer auf, die den Bergrücken herunterlief in einem langen und leeren Bogen. Auf ihr war ein Holzſtamm rund gehauen aufgeſtellt mit vielen ſchmalen Rinnen, die

nach unten liefen. Darauf hockte, halb ſtehend, eine Figur. Sie war in die Knie gebeugt mit einer Knickung, daß die Schenkel wollüſtig und breit anſchwollen. Die Arme waren dünn und verkürzt leblos nach der Erde gehängt. Die Brüſte waren klein und ſaßen dicht unter dem Hals. Der Kopf beſtand aus einem einzigen wüſten Rachen und trug einen Helm, deſſen Schweifung ſich in einer Raupenfahne bis zum Becken hinabzog.

Sie machten einen Bogen und traten dicht an der Bergwand in einen Gang. Zuerſt war es dunkel. Dann ſonderten die Wände ein Licht aus, das mit einem matten gelben Schein die Höhlung durchdrang. Die Luft war weich. Kalekuas Daumen ſtrich über den Ballen ſeiner Hand. Das gelbe Licht aus den Mauern verdichtete ſich zu phosphoriſchem Glanz.

Eine Stimme ſcholl ihnen entgegen, die ſeinen Schritt hemmte. Aber Kalekua trat vor ihn. Er fragte: „Kalekua? Am Ziel?“ Sie drehte ſich halb und ſagte: „Der Prieſter, der das Kommende weiß,“ und zog an ſeiner Hand. Sie waren in

einem runden Saal voll von dem Licht. In der Mitte ſtand ein Gehäuſe, oval und derb geſchnitzt, mit Gitterung in der Hälfte der Höhe.

Kalekua deutete auf ihre Federn, wies mit beiden Händen darauf und ſagte: „Zur Königin.“

Als ein dumpfer Laut zurückkam, wollte ſie vorgehen. Allein Jean François trat, ſich von ihr löſend, an das Gehäuſe und erfragte ſtreng den Sinn des Wortes, das ihn überall traf und das ſein Bewußtſein quälte. Er fragte: „Was iſt Rono?“

Ein Kopf ſchob ſich aus dem Gitter, pergamenten die Wangen, mit geflochtenem, weißem Bart, ſtarrte ihn an und erſchrak. Dann zog ſich der Kopf zurück, und eine demütige, zitternde Stimme fragte aus dem Inneren des Gehäuſes, warum er ſcherze. Doch Jean François befahl laut die Antwort.

Da begann die Stimme wieder. Sagte — wenn er Bekanntes wiederholen müſſe —, daß Rono ein Gott geweſen ſei, der die Inſel bewohnte, dann Menſchen die Erlaubnis gab, ſie zu

beſiedeln, die ihn aber ſchlecht ehrten. Da brach er los, tötete viele und verließ die Inſel... Und daß er wiederkomme übermächtig in einem Schiff, der Gott, der Gott — — — ſagte er, und heulte erbärmlich.

Kalekuas Geſicht war ſtarr. Der Prieſter wimmerte und bewegte ſein Gehäuſe, daß es um die Achſe ſchnellte und ein hallendes Geräuſch gab.

Nun wußte Jean François Kalekuas tiefſte Gedanken.

Sie drangen weiter vor. Das ſchwebende Licht hörte auf, die Beleuchtung ward mehr die des Tages, blau und durchſichtig.

Plötzlich wich die Wand auf der einen Seite tief in die Dunkelheit hinein, die anbrach. Am Ende des finſteren Raumes jedoch ſahen ſie hellen Himmel hereinkommen. Als ſie die Augen ſenkten, öffnete ſich das Meer vor ihnen, und vertiefter noch dann die Stadt und die Bai.

Jean François gewöhnte ſein Auge an das ſtrahlende Licht. Da ſah er die Bucht voll von Booten, die vom Strand zurückeilten. Um die

Klippe aber ſchwammen fremde Schiffe, von denen weiße Wolken ſich hoben.

Kalekua drückte ihn gegen die Wand.

Ein feiner Lärm kam von unten heran. Zehn junge Männer gingen vor einem Zuge. Sie blieſen Hörner aus weißen Knochen, die ſpitz gleich Schäferpfeifen klangen. Ihnen folgten andere, die Beſen hatten, die brannten und einen Moſchusduft ausſpannten. Dann kamen, ſtampfend, die Beine wirbelnd, Mädchen in gelben Mänteln. Sie hatten in der linken Hand kleine und dicke Stöcke, in der anderen große geſchälte hohle und ſchlugen quirlende Takte darauf. Zwei hatten Trommeln aus Haifiſchhaut. Sie raſſelten knatternd und dumpf.

Sie rannten vorüber nach dem Felsausblick, und ihr Geſchrei erhob ſich heftig und monotoner, während ſie die Schlacht beſchauten. Kalekua faßte ihn. Sie gingen weiter. Es wurde wieder dunkel. Dann aber kam von neuem Luft zart und mild herauf. Sie blieben ſtehen.

Ein Teich lag vor ihnen. Ein ſchmales Stück

Land ſchloß ihn am Ende rund ein. Darüber ſtand die große Öffnung des Berges gegen den Himmel hin.

Aus dem Waſſer ſtiegen langſam Frauen. Eine kam zuerſt. Sie trugen alle, ohne dieſe, Helme mit roten Papageienfedern. Eine nur trug einen Wedel aus Palmenfächern.

Die erſte aber ſchwang in leichtem Spiel die Arme zum Trocknen durch die Luft. Das Blau zog dick hinter ihr zuſammen. Sie war ſchlank mit wunderbaren hohen Beinen und nackt.

Ihre Knöchel trugen Ringe von Gardenien.

Ihre Haut war gefärbt; gelblich braun wie eine reife Olive.

So trat ſie vor ihn, das Haupt zurückgelehnt, und ſah ihn ſtarr an.

Ihr Blick aber ſtreifte die Welt um ihn hinweg. Er ſah ihren Kopf, ihre Nacktheit, die weich und einfach auf ihn ſtrahlte. Ihr Blick weilte auf ihm mit ſtolzer und demütiger Klarheit, und dies erhob ſein Gefühl, daß ſie ihm wie ein Ausgleich ſchien zwiſchen ſeiner Kraft und ihrer Höhe,

ſein Blut ſtrömte geſteigert bis an Grenzen, die er ſelbſt nicht mehr erreichte, ſein Hirn, unirdiſch geworden, ſchrie: Königin.

Er begehrte ſie.

Er löſte Kalekulas Hand von ſich ohne Empfindung. Dann warf er mit einem Schrei den Stolz der Königin nieder.

Ihr Blick fiel. Sie wurde bleich.

Von den Strömen ſeines Ich durchſchwellt erhob er die Hände nach ihr: „Liebe mich".

Seine Stimme ſchuf ein Schweigen, in dem die anderen erſtarrten und Kalekua niederfiel. Er ſah ihr Geſicht, als er die Königin auf ſeine Arme legte, verſteint und ſtill zu ihm aufſehn von der ſchmutzigen Erde. Aber ſo ſehr kreiſte dieſes Erleben in ihm, daß es ſeinem Bewußtſein vorbeiſchwamm wie ein raſcher Mond.

Er nahm die Königin hoch, küßte ſie und trat mit ihr in das Waſſer, das bis zu ſeinen Hüften ſtieg. Dann wurde es ſeichter. Er bog in den Seitengang und kam in ein Nebengewölbe, das voll ſtand von kleinen Geräten, Waffen und Fi-

guren aus Jade. Sie aßen grünes Harz zusammen, das ihre Adern tosend erhitzte und er küßte sie, die verging.

Als am Morgen sein erwachter Blick gegen das Blau des Horizonts prallte, stürzte das Bild Kalekuas von allen Wänden gegen sein Gesicht und verstörte sein Gefühl.

Er richtete sich auf, bis er kniete. Er sah auf die Königin. Sie war schön. Ihre Lippen lagen fest zusammen und zitterten. Er verglich ihre Glieder. Er berührte ihr braunes Haar und den schmalen Ansatz des Augenschlitzes, er fuhr über ihre jungen Brüste. Er hielt die beiden Weiber gegeneinander. Aber Kalekua stieg.

Er stand auf, trat bis zur Öffnung, wo der Berg hinunterstürzte, schwang die Arme, sah noch einmal auf die Königin und ging. Das Wasser nahm ihn kühl auf. Am anderen Ufer schüttelte er sich wie ein Hund, die Tropfen spritzten gegen die Mauern. Er wußte, daß er eine große Höhe erlebt habe, aber daß er sie wegtun müsse aus der bleibenden Erinnerung. Es war nicht viel, eine

Nacht aus dem Leben zu ſtreichen. Er ſchob ſie zurück.

Im Gang ſtanden in Niſchen große Figuren aus Holz und Stein. Sie hatten aufgeblaſene Bäuche und grüne Augen.

Am Ausgang lag Kalekua, zuſammengekrümmt. Sie ſchlief. Tau hatte ihr rotes Haar verwirrt und feucht geballt.

Er bezähmte ſich. Er ſtürzte nicht auf ſie. Er wagte nicht ſie anzureden. Er ſah ſie lange an und ging vorüber.

Nach fünf Schritten holte ihre Stimme ihn ein; ſie ſchüttelte ſich, ſtand auf und kam. Er ſenkte den Kopf ein wenig. Sie aber nahm ſeine Hand wie immer. Sie gingen zuſammen, wie ſie kamen, den Paß hinunter. Sie ſtießen durch die Dämpfe der aufgeſpitzten Vulkane. Sie ſchliefen die Nacht in der Platane. Mittags erreichten ſie das Meer.

In der erſten Nacht glaubte er, daß Kalekua ihn töten werde. Doch ſie zeigte Andacht und Liebe. Er grübelte, warum ſie ſich mit Freundlich-

keit verſtelle. Dann ſtellte er ſie zur Rede. Er ſagte ihr, daß ſie unehrlich ſei und Masken über ihr Empfinden ziehe. Sie weinte darauf und erbleichte in Schmerz. Da ſtieß er roh in den Mittelpunkt des Gefühls:

„Haſt du nicht Schmach über mich? Ich ließ dich beiſeite und nahm andere Glieder an die Bruſt.“

Da lächelte ſie ihn an, verſtändnislos, und ſah unſicher nach der See, über der die Brandung aufſchwang. Am Abend begann ſie langſam zu weinen, und als er ihr die Haare grade legte, fragte ſie, ob ſie bleiben dürfe. Da ließ Jean François ſein Mißtrauen vor ſolcher Liebe, deren Quellen er nicht begriff, und überſtrömte ſie mit Zärtlichkeit.

Als ſie ſpäter aufbrach zur Königin, blieb er allein auf ſeinem Felſen ſitzen. Die ganzen langen Stunden ſann er ihr Bild in die Luft, daß er am Abend des dritten Tages, halb verſtört von Liebe und heißer Luft, in die Hütte taumelte, um die Kalekua in unzähligen Formen und Haltungen

ſchwankte. Jede Linie ſchob ſich zuſammen mit anderen und wurde ihr Bein, ihr Arm, ihre Bruſt, ihr Winken. Seine Augen wurden rot. Im Fieber ſchlief er ein. So wartete er auf ſie.

Sie kam des Nachts und trat nicht ein. Als er unruhig erwachte und Kühlung begehrend hinaustrat, ſah er ſie leblos vor der Tür. Das Sternlicht überſchwankte ſie, und ſie fror. Er trug ſie auf Armen hinein. Das Herz ging. Aber es ſchlug nicht nach dem ſeinen hin, es lief durch den Takt des ſeinen ohne Sinn und Ziel.

Er blies ihr ſeinen Atem in den Mund. Sie ſtöhnte. Er ſtieg auf das Bett und legte ſich auf ſie, daß ſie erwarme. Ihr Blick traf ihn. Er war ausdruckslos. Ihre Federn hatte ſie aus den Haaren genommen.

„Kalekua."

Die Pupille bog ſich nach oben.

Sie bekam einen kleinen Ausdruck auf der Oberfläche. Es war Angſt.

„Die Königin . . ."

„Was —" Seine Stimme fuhr ſcharf auf.

Doch ſie antwortete nur mit einer leeren Geſte, auf die keine Frage geſetzt werden konnte. Kalekua war allein zurückgekommen, ſie hatte die Königin nicht gefunden. Grauen hatte ſich in ihr Hirn geſtürzt. Die Königin war fort.

Nicht mehr ſtrich Kalekua an ſein Lager und durchduftete das Zimmer mit Liebkoſung. Die Welle ihrer erregten Brüſte ſchlug nicht mehr an ſeine Bruſt. Ihr Auge mied den Meerkreis. Kein Blick ſegelte auf den Horizont. Echos ſchlug ihre Stimme nie mehr aus dem Riff.

Jean François tröſtete ſie mit Streicheln und mit Worten. Doch ihre Haut zuckte nicht. Worte fielen von ihr ab. Da befahl er ihr, ſich zu freuen, aber ſie ſagte: „Die Königin ...“ und vertiefte das Auge zu Boden.

Sie ging ziellos durch die Gegend, fürchtete etwas Entferntes und hielt die Haare in Verwirrung. Einen ganzen Morgen lief ſie an der Küſte auf und ab ohne Laut. Sie wich den Wellen aus, die kamen, und bog in die zurückflutenden ein in einem erſchreckenden Zickzacklauf. Manchmal

hielt ſie erſtarrt einen Augenblick die Arme ſenkrecht. Jean François ſah es ſtundenlang an, bis es ihn tief beſtürzte und er hinunterlief und ſie holte. An dieſem Morgen begriff er, daß ſie ein fremdes Gefühl in ſich trug, das von ſeiner Seele wild hinwegwuchs. Denn ſie glaubte, daß ſie ihn der Königin entzogen habe, und daß dieſe ihr furchtbar zürne, und ihre Liebe ging ſcheu geworden von der ſeinen zurück, die übermächtig über ſie hing. Er aber glaubte, daß ſie Schmach trüge, weil er, ausbiegend vom graden Sinn ſeiner Liebe, die Luſt der Königin empfand.

Er ſuchte dies aus ihrer Seele zu werfen und ſie mit Funkelndem zu erfüllen. Er fuhr mit dem Kanoe ſie tief hinein ins Meer, bis der aufglühende Abend, als ſie ſelbſt ſchon vom Dunkel verzehrt waren, die Bucht brandrot entflammte. Er fing kleine Schweine im Wald, damit das Tiergequietſch bis zu ihrem Gelächter vordringe. Drei Wochen fertigte er an einem Haken, mit dem er einen Haifiſch fing, den Bauch vom Boot aus aufriß mit dem Meſſer, und aus deſſen Zähnen er eine Kette

machte, damit der Stolz darüber ihre zu Traurigkeit zusammengeschlossene Seele lockere. Er log zu ihr eines Abends, als ein fernes Lächeln hinter ihren Augen saß, von einem Bruder, den er nicht besaß, der mit Schiffen, wie mit Bauchflossen von Fischen gestalteten, fahre.

Als er an einem Morgen spät hinaufkam von der Bucht, lungerte um sie, die schweigend und nichtachtend saß, ein Chinese. Er erschlug das gelbe Tier, das ihr Bein mit Berührung befleckte, schabte nach der Sitte der Stämme das Fleisch von den Knochen und schenkte ihr diese, auseinandergelegt und gebleicht von der Sonne, in einem gebeizten Kasten mit gelbem Tuch.

Allein sie färbte sich die Lippen schwarz mit Beerensaft aus Trauer und fehlte zwei Nächte, den Wald stumm durchsuchend, in seinem Haus.

Die Welt war jedoch so mächtig und groß in ihm, daß er, sich heftiger an sie verstrickend, nach dem Faßbaren das Unmögliche versprach: Giraffen, Tiger und den Mond.

Doch ihr Auge blieb dunkel. Ihre Seele ver-

ehrte ihn ſcheu und entfernt. Doch je tiefer ſie in ihre Angſt tauchte, um ſo wilder umfaßte ſein Begehr ihr Entweichen.

Als ſie wieder einmal fortblieb, dachte er ihr Bild nicht mehr in den Raum. Es genügte nicht mehr. Seine Hände zeichneten ihren Riß an die Wand. Seine Fäuſte ſchlugen den Kopf in Ton, in zwei Tagen, bis ſie toten Blicks zurückkam aus dem Wald.

Damit er ſich verkleinere, ihre Leidenſchaft aber aufwärts hebe, tat er das Übermäßige von ſich, führte ſie in das Haus und ſagte:

„Ich bin nicht Rono. Fühl den Muskel, der dich manche Nacht hielt. Greif in den Rücken. Ich bin nichts als Mann. Jeder könnte mich erſchlagen. Deine Liebe iſt mehr wertend als meine. So gering bin ich, daß niemand mich begehrt, es ſei denn eine wilde Sau zum Fraß.“

Doch ſie wies auf die Stelle, wo die fremden Schiffe die Walfiſchfänger der Südmeere geſchlagen hatten, erinnerte ihn daran und lächelte und glaubte ihm nicht.

Da griff er die Dumpfheit ihrer Seele von der anderen Seite an, die ſich zwiſchen ihre Liebe ſchob, packte das Bild der Königin, demütigte den Triumph und das Genoſſene in ſich und ſagte: „Was iſt ſie? Es iſt geringes nur. Ich hatte ſie in der Hand wie ein Ei. Sie gab wenig zurück. Ihr Körper iſt gut, wenn deine Haut auch heller iſt. Aber ihr Sinn iſt der einer Schnecke.“

Allein ihre Seele, die an das Nahe und Einfache angelehnt ſtand und nicht vordrang in das Entfernte und Aufbauende ſeiner Sätze, hielt feſt an der Königin. Sein Hebel zerbrach an dem einen Wort.

Denn der Gedanke an ſie und das Mächtige, was ſie umgab, lag zäher und feſter in ihrem Blut und vererbter den Rinnen ihres Gehirns, als das Erdonnernde ſeines Namens für ihr irdiſches Gefühl und ſelbſt als die in ſeinem Körper verankerte Liebe des Mannes, die nur durch Umarmung und Umarmung, in Pauſen geſpalten, ſich erlebt.

Sie ſtellte ſich hoch und ſah ihn ſcharf an. In dem Blick war wenig von Liebe, aber dumpfe Er-

wartung, die ihm die Gurgel zerſchnürte, denn er wußte kein Mittel mehr, wie er die Angſt vor der Königin Rache von ihr nähme.

Er verſuchte noch eines: ſuchte tagelang die Königin, ſchrie ihren Namen in die Täler. Aber fand ſie nicht.

Kalekua ſah ihn hart an, als er eintrat und wich die Nacht aus dem Haus. Er aber ſaß in der Platane und erwartete den Morgen, in dem ſeine Liebe ſich noch tödlicher vertiefte.

Oft ſah er ſich um und erſtaunte ſekundenlang. Denn was ihn ſonſt trieb, die Küſte, die Wellen, die Flut der Palmen, was ſeinem Leben und Daſein Ausgleich gegeben hatte und ſeine Seele tiefer ernährt und bewegt hatte, wie jedes vorherige Daſein — es ſchrumpfte zuſammen vor dem Gefühl zu Kalekua, das alles übertraf und nichtig machte neben ſich.

Seine Liebe ſchwoll an, daß er ſie nicht mehr in dem Gefäß ſeines Weſens halten konnte, und daß ſie ausſtrömend Kalekua adelte, ihren Gang erhob und ihr Daſein ins Unbegreifliche ſteigerte.

Seine Umschlingungen wurden heftiger. Sie begnügten sich nicht mehr mit dem Erraffen des letzten Menschlichen in ihr, das sie ihm in wunderbarem Rhythmus entgegengeschlagen hatte, und mit der an ihrem Leib abschwingenden Glückseligkeit gleichgefühlten Daseins, seine Umarmungen vielmehr erstiegen eine Höhe, wo er ihr irdisches Dasein nicht mehr erkannte, sondern sie, dies alles zurücklassend, nur noch erkannte und empfand verbunden und anheimgegeben über das Erkennbare hinausgehenden Räuschen und Gefühlen.

Ihr Blick erschauerte unter seiner Umschlingung, die furchtbar sich über ihrer Seele erhob, die nur in Sorge und Abwehr gespannt war. Er jedoch küßte ihre Füße, lauschte ihren Atemzügen und erschrak, wenn ihr Puls sprang.

Voll fesselloſen Erlebens umgab er ihr geringes Dasein mit Inhalt. Er folgte ihr in der Entfernung, verließ sie das Haus. Er setzte sich neben sie, wenn sie die Augen furchtsam gegen die Höhe des Berges erhob. Nachts beugte er sich über ihr Bett und sah entferntes Licht des Mondes darübergehen.

Er ſuchte eine große Muſchel und hielt ſie lange vor ihr Geſicht, weil die wechſelnden Spiele in der Farbe des Perlmutter ihre Züge zum Lächeln zu vermiſchen ſchienen.

Kalekua ging jeden Tag durch die Täler, die Küſten und die Bäume. Sie ſah ſie nicht. Ihr Auge ſaß nach innen gedreht und lauſchte auf Ungeheures, das ſie unſichtbar umſcholl.

Er aber war ſo voll von Liebe, daß er die Inſel nun (die ihn früher beſeelte) damit umfing, ſo daß der Geruch des Meeres, das Köſtliche des Horizonts, Sturm und Erſchwanken der Palmen wie aus ſeinem Leben herauszuſtrömen ſchien.

So gewaltig wuchs ſeine Liebe über das Land, deſſen Sehnſucht lange vorher über ihm ſtand, daß, wenn er es gewollt hätte, die Inſel begonnen hätte, während die Winde ſchwiegen, ſich in Kreiſen um ſich ſelbſt zu drehen.

Kalekuas Gefühl aber wandte er damit nicht.

Ihr wuchs alles, Luft und Erde, zuſammen zum Bild der Königin, die mit gierigen Lippen Rache heiſchte. Und auch den Geliebten zog es in dieſen

Schlund. Sie bekam, von dem unabwendbaren Schickſal bedroht, eine Ergebenheit, die ihr Geſicht bleichte und im Erwarten des Schreckens leuchtend machte wie eine Qualle.

In einer Nacht erſcholl der Berg hinter ihrem Haus, ein Riß zog ſich durch die Mauer. Die Klippe barſt zur Hälfte ab und raſte ins Meer. Die andere trug ſchaukelnd ihre Hütte. Ein Donner warf ſich aufſtürzend gegen den Himmel.

Kalekua erwachte, und aufſchreiend erhob ſie ſich, glaubend, daß durch die vertauſendfachte Stimme die Königin ſie rufe. Sie ſtürzte zur Tür.

Aber Jean François ergriff ſie bei der Taille und hielt ſie. Sie ſah ſich um und blickte ihn an als wie ein ſchlechtes Tier. Ihr Mund wurde zornig. Sie ſchrie:

„Laß mich!“ — und als er den zuckenden Leib feſter faßte: „Die Königin ... die Königin ...„ Dann hob ſie die Hand und ſtieß ihn unter das Kinn.

Aber ſie machte ſeine Liebe nur größer, und er band ſie auf das Bett vor Sehnſucht. Der Bo-

den beruhigte ſich, und gegen Morgen beruhigte ſich Kalekua, als er ſich über die Zitternde neigte und ſeinen Namen ſagte. „Rono“, ſagte er.

Als ſie ſchlief, band er die Schnüre ab und ging hinaus. Der kalkweiße Kegel des Bergs hatte eine tiefe Wunde. Der Krater dampfte leicht. Er lag in der gleichen Höhe wie ſein Haus, und über das Riff verband ſie eine Felswand miteinander. Das Meer war grün, wo die ſauſende Lava ſich hineingebohrt hatte. Weiße Fiſchbäuche blitzten unzählig herauf. Er ſetzte ſich vor die Hütte.

Gegen Mittag aber ward der Schreck übermächtig in ihm und warf ihn nieder. Er ſtieg über den ſchmalen Grat zu dem Vulkan.

Da am Rande ſchleuderte es ihn auf die Knie. Sein Gefühl, ausquellend unendlich, ſtieg uferlos und ſtieß an Gott. Das Meer verfärbte ſich weit hinaus faſt gelb und ſilbrig zu einer unbewegten glanzloſen Fläche, auf der zwei Kanoes wie gefroren ſchliefen. Er hob die ganze Inbrunſt zu Gott hinauf und herrſchte ihn an, daß drüben über der kleinen Bucht Kalekua aus der Hütte heraus-

trete und gelöst von ihrer Angst und zurückgeformt zur Liebe ein Lächeln unter den Augen trüge.

Aber Gott war taub.

Der Tag ging. Kalekua schlief bis in die Dämmerung. Dann erwachte sie und blieb still sitzen.

In der Nacht begann der Boden zu schwanken. Mond schien. Da stand sie auf.

Ihr Gesicht glich dem ihres ersten Tages, als ihm der Trogu noch die Seele entzückte, die jetzt ganz nur Liebe war. Sie strich ihr Haar, das glühend den Rücken hinunterbrannte. Dann nahm sie die vier weißen Federn und tat sie in ihr Haar. Aber eh sie ging, zog sie aus dem hohlen Balken am Eingang die Kette der Haifischzähne und küßte sie.

Es war fast hell. Er sah ihren reichen Leib, der straff und zart nach den Brüsten hinaufwuchs, sich mit den spitzen Zähnen gürten. Sah den Schwung ihres Beines, die Achsel, die Biegung ihres Nackens, die er mehr liebte als wie Gott. Er sah alles. Er weinte nicht. Aber er hatte nicht die Kraft, sie zu halten.

Er nahm das Schickſal in ſich. Er konnte nicht höher als Gott.

Plötzlich ertoſte der Berg. Da ſprang ſie hinaus. Sie lief. Einmal noch hörte er ihre Stimme. „Sie ruft," rief ſie.

Da hielt es ihn nicht mehr. Er lief ihr nach. Aber ſie war zu weit.

Da warf er ſich mit dem Rücken gegen die erdröhnende Hütte. Er ſah ſie über den Halbkreis des Grates über der Küſte her hinlaufen, ſchmäler und bläſſer werdend im entfernteren Monde und beſchwingt voll Licht weitereilend wie von Unirdiſchem getragen gleich einer ſilbernen Tänzerin in den Krater verſchweben.

Er aber hatte, tödlich verwirrt, noch nicht die Kraft, ihr zu folgen. Noch jagte ein Strudel von Gefühlen ſein vergangenes Leben über ihn hin. Aus der Kette der Geſichte warf ſich eines vor ihn, an das er nie mehr gedacht hatte, und über ein Bild, das ſich unter ſeinem Bewußtſein formte, ſchluchzte er, ſich wie an ein Letztes daran klammernd, daß es ihn entwirren ſolle:

„Ma . . . Ma—“

Aber auch dies war taub.

Da raste und schrie er gegen Gott. Und dann beschwor er die Erde um ihn, daß sie ihn hielte. Aber so tief war er als in das Höchste an Kalekua verstrickt, daß, während er schrie, die Dinge, die er anflehte, sacht aus ihm entwichen. Ruhiger werdend sah er nicht mehr Stern, kein Haus, kein Meer. Seine Augen lauschten nach innen. Unendliche Stille umflutete sein Gefühl.

Er warf sich mit dem Bauch auf den Boden und blieb wie ein Holz. Erst als die Stimme des Abgrunds heischender heraufscholl, erhob er sich und folgte ihr.

Die Herzogin

Als der Dichter Villon in Armut und tiefstem Leben der Stadt Paris stand, sah er die Herzogin von Ventadron. Sie kam ihren Garten heruntergeschritten, und ihre Gestalt ergriff ihn so, daß er die Dirne, die ihn begleitete, von sich wies. Er schritt die Reihen des vergoldeten Stakets weiter, und sie kamen aufeinander zu. Sie aber bog ab, ehe er sie erreichte, doch ihm gelang es, beim Wenden ihr Gesicht zu sehen. Der Schein ihres Gesichts fiel über sein Leben, um es nie zu verlassen.

Sein Herz verneigte sich tief vor ihr.

Sanftheit umgab seine kommenden Tage und umwölkte die Ausschweifungen und Tavernennächte. Eines Abends sammelte er Mondlicht und Sehnsucht mit seiner Seele und formte es zu einem Gedicht, das er der Herzogin sandte. Er legte einen Brief hierbei und bat, daß sie den Kopf wende, wenn sie bei der Auffahrt zum Schloß die vierte Baumreihe erreichte, denn dies zeige, daß der Vers ihr gefiele.

Sie neigte drei Tage darauf das Gesicht aus

einem großen Fächer nach der vierten Baumreihe. Da ſah er es noch einmal.

Sein Herz verſank in Demut, alles für ſie zu erleiden und Höchſtes über ſie zu ſammeln.

Nach Tagen erſt, weil er elend war, beſann ſich ſein Hirn auf ein Geſchenk für ſie. Es ſchien ihm ſchön für ſie. Er mußte es ſtehlen. Aber kein Stern dünkte ihn zu hoch.

Da er Geld zu den Vorbereitungen nicht beſaß, verkaufte er zwei dem Chor entnommene goldreiche Kerzen wieder am Portal von Notre Dame einer inbrünſtigen Frau und trug den Erlös in ſeine Taverne. Aufgeſcheucht von ſeinem Gelächter, tranken ſie ſeinen Wein, hörten ſie ſeinen Plan, gierig die Profile, die Augen funkelnd, ihn auszuführen.

Sie brachen mit Fackeln auf. Villon ſchritt ihnen voran. Barral ſtieß vor Wonne ſein Meſſer in eine Tür. Die Gaſſen ſchwelten von Dunkel. In der Rue des Saints Pères ſtand vor einem öffentlichen Haus ein Mönch, der mit den Fäuſten das Tor verbeulte. Sie gingen, ein Lied beginnend, das ihn verhöhnte, im gleichen Paßſchritt auf der

anderen Seite vorbei, und ihr Gesang dröhnte erzen durch die lange Gasse.

Der Mönch aber kam über die Pflastersteine herüber, stemmte die Fäuste in die Hüften und begann mit normannischen Worten zu keifen. Er war groß und breit und die Augen brannten rot. Sie gaben wenig Acht auf ihn und zogen singend weiter. Einer der letzten stieß ihn auf die Brust mit der Fackel, daß er, von Funken umsprüht, in eine Pfütze fiel. Aufjagend warf er sich auf den Angreifer, schrie, aber die anderen lösten ihn los und warfen ihn prallend ins Dunkel zurück.

Die Dirnen winkten aus den Fenstern und hielten Windlichter auf die Gasse, aber Villon erhob aufs neue den Gesang und schritt weiter. Wie die übrigen begannen, ihre Stimmen der seinen zu verketten, brach der Mönch noch ein letztes Mal aus der Torflucht und hieß, ihn erkennend, Villon einen Säufer und schlechten Dichter.

Villon zog den Fuß an, ihn beiseite zu treten, ließ es dann mit einer Grimasse und sang weiter. Der Mönch aber stieß einen Pfeil in seine Scham

und rief: „Sohn einer Hure.“ Da erbleichte er, ſchwankte und warf ihm ſein Meſſer in den Leib.

Während der Geſang wieder aufſchwoll und dumpf die Gaſſen, hinuntergleitend, erfüllte, lag der Prieſter auf der Erde, ſchrie und ſtieß Arme und Beine in die Luft und goß langſam ſein Blut in die Goſſe. Die Weiber im erſten Stock des Hauſes hängten ſich weit aus den Fenſtern und ſandten ihm Einladungen hinunter.

Der Geſang war bis zur Seine gekommen. Villon betrat mit ſeinen Leuten ein Boot und fuhr dunkelrot beleuchtet den Fluß hinunter.

Villon ſagte: „Ich habe kein Blut an mir,“ und wuſch ſich zufrieden die Hände, denn es ſchien ihm geringer als der Tod einer Krähe, einen fetten Mönch zu erſchlagen. Plötzlich löſchten alle die Fackeln, indem ſie ſie zu beiden Seiten der Kahnwände ins Waſſer ſtießen, es ziſchte, weiße Blaſen ſtürzten in die Höhe, und langſam legte ſich das Boot ans Ufer der königlichen Gärten. Sie überſtiegen einen Zaun und verteilten ſich nach allen

Seiten. Hinter Statuen und Bosketten lagen bald alle auf der Lauer.

Villon ſchlich allein vorwärts. Der Wein ſauſte durch ſein Blut, aber er fand die Richtung. Barral folgte ihm. Ein Truthahn neben ihnen begann zu ſchreien. Ärgerlich drückte ihm Villon den Daumennagel in den Hals, denn er hatte es nicht auf das Tier abgeſehen, das ſich grundlos in den Tod hinein exaltierte. Es geht Sterben ohne Sinn von mir aus — dachte Villon, indem er die Tür zu den Tierſtällen aufbrach.

Aus weißem Stroh ſahen ihn im Dunkeln unermeßlich und ſtill glänzende Augen an. Unter raſch entzündetem Licht breitete ſich das ſanfte Fell einer Antilope vor ihnen aus. Villon löſte mit der Linken die Schellen aus ihrem Geweih, während die andere über den Rücken ſtreichelte. Dann nahm er behutſam das Tier in den Arm und trug es ins Boot.

Sie fuhren zurück und ſtiegen am anderen Seineufer aufs Land. Hinter dem Louvre hörten ſie das Aufklappern der Lanzen von der Wache. Sofort brachen ſie in Geſang aus, Villon mit dem Tier

in der Mitte. Auf dies furchtbare Signal hin verſchwand der Tritt der Wachen in der Ferne. Noch eine Weile gingen die Leute Villons taktmäßig im Paßſchritt.

Dann verſtummten ſie, Villon ging allein vor bis an ein Schloß, öffnete das Tor und trat in einen Garten. Auf dem Raſen ließ er ſich nieder, ſchlich bis an die Mauer, umkreiſte den Flügel und band ſein Geſchenk, die Antilope, mit langer Kette an einen Roſenbaum auf der Rückſeite, damit am Morgen nach dem Erwachen der Blick der Herzogin ſich eine Sekunde ſanfter färbe und kleines Glück ſich über den Park ergieße.

Dann kehrte er um, ſie zogen zurück und ſtiegen in eine Kellertaverne, wo ſie würfelten.

Am Morgen zog eine Kompagnie auf, umſtellte das Loch und fing einen nach dem anderen der Herauskommenden ab.

Villon ward feig und fiel auf die Knie, als er ſich gefangen ſah. Sie ſchlugen ihm mit den Schäften über den Kopf und brachten ihn verquollenen Geſichts in einen der drei Türme. Er

fiel die Stufen hinunter, die Wände waren feucht und überſchimmelt, es gab kein Licht.

In den Tagen, die ſich zu Wochen zerdehnten, die er hier lag, bekam ſein Auge Macht über die Dunkelheit. Er erkannte den Wechſel des Tages und der Nacht und die Bewegung des kleinſten Ungeziefers an der Wand. Er ſah Kreiſe und Strudel von blauem Licht, die Stille bekam Gewicht und ſauſte über ſein Gehör und er verſank in Zuſtände, die zwiſchen Schlaf und Wachſein lagen. Ihm wuchs ein Bart, indem ſein Fleiſch zerfiel. Ein pilziger Ausſchlag ſammelte ſich auf ſeinen Knien. Er dachte an nichts. Das Daſein ohne Welt, das ihn weich dahintrieb, erfüllte ihn ganz.

Da ſprang die Tür auf, zwei Männer mit Lichtern kamen. Hinter ihnen ſtand ein Herr in grauem Kleid. Er beugte ſich neugierig über Villon. Hierauf ließ er die Laterne neben ihn ſtellen und nickte ſchräg nach oben mit dem Kopf, worauf die Männer lautlos ins Dunkle der Tür zurücktauchten.

„Man intereſſiert ſich für Sie.“

„Sie?“

„Nein . . .: man.“

Da erhob Villon den Blick genauer und erkannte den Herzog von Ventadron und verbeugte ſich tief und wurde feig und zitternd.

„Sie werden wohl verurteilt,“ ſagte der Herzog leutſelig; „obwohl es mich ergötzt, die Sache mit dem Klerk, geſchieht hiermit Geſetz. Aus andrem Grunde aber möchte ich mich für Sie einſetzen. Kennen Sie den Abt vom St. Romacle? Ja?“

Villon, der den Ruf des Abtes kannte, nickte und zog ein ſchwaches Lächeln über ſein bebendes Geſicht.

„Ich möchte ihn ſehr kränken, verſtehen Sie. Er hat ein Haus mit einem Olivengarten, daneben grenzt mein Gebiet. Da ſteht gerade ihm gegenüber ein alter Bau mit vielen Zimmern. Sie kennen die Frauenviertel von Paris?“

Villon nickte.

„Sie werden wohl verurteilt. Ich aber möchte in dieſem Bau ein Frauenkloſter aufſchlagen, wo jedem Mann freier Eintritt iſt mit Geſang und Wein. Wollen Sie?“

Da Villon der Plan ſehr gefiel und ſeine Augen funkelten und er zuſammenzählte, wen er dazu gebrauche und welche Tavernen er leere, erſchrak er im Bewußtſein, daß der Fordernde der Gatte der Herzogin ſei. Er fragte ſich, ob dies eine Falle ſei, doch da er den Herzog kannte als edel, tapfer und einen großen Verführer der Frauen, ſtieß er mit dem Fuß auf vor Freude und ſagte:

„Ich kann und will.“

Aber im gleichen Augenblick verfinſterte ſich ſein Geſicht und zerfiel im trüben Schein gelben Lichts der Laterne, denn dieſe ſchlechte Sache, die er gern täte, lag zu nah dem Gefühl für die Herzogin und in Scham zergehend, lehnte er wieder ab.

Der Herzog ſtutzte.

Dann ſchwang er einen Schlüſſel ſpieleriſch im Kreiſe und ſagte: „Kerl, dann wirſt du gehängt.“

Villon warf ſich nieder und flehte hündiſch ums Leben.

Er verſprach dem Herzog Dinge ſonſt, von denen er nichts ahnte, obwohl er Paris kannte wie wenige, aber Villon wußte mehr.

„ . . . oder — — — aufgeknöpft," achſelzuckte der Herzog.

An dieſer Kühle begriff Villon, was es heiße, nicht mehr zu atmen, bis in die Nerven ſeiner Zehen. Von dem Ungeheuerlichen des Todes geſtürzt, fiel er auf die Füße des Herzogs, wand ſich und küßte ſie.

Er kämpfte mit ſich, daß er den Plan ausführe, der ſeine Sinne reizte, doch er ſtritt vergeblich gegen das Gefühl, das es ihm verbot, und ſelbſt die Grauſamkeit des Sterbens war gering gegen dies Gefühl.

Es gelang ihm nicht.

Er fürchtete ſich entſetzlich und wurde grün. Aber er ſagte nicht wieder: Ja.

Der Herzog entfernte ihn mit dem Fuße von ſich und ging.

Villon fiel auf die Knie und betete inbrünſtig zu einem Bild, das, aus ſeiner Seele heraus-ſteigend, ſich durch die blauen Flammenkreiſe in das Dunkel hinabneigte, Tränen ſtürzten ihm im Jubel aus den Lidern. Dennoch ſchien es ihm zugleich, als ob er ſich zerfleiſchen ſolle über den

Wahnſinn, die ſchöne Einrichtung des Dirnenkloſters ausgeſchlagen zu haben.

Nicht mehr rauſchte die dunkle Luft um ſein Gehör. Zwiſchen Inbrunſt und Schmähung ſchwankten die Tage. Dennoch kam an einem Morgen die Nachricht, daß er begnadigt, aber verbannt ſei. Eine halbe Stunde darauf verließ er den Turm.

Zwei Wächter gingen neben ihm her. Ohne Pauſe ſchritten ſie bis zum Tor. Sie gaben ihm ein Papier. Er war auf fünfzig Lieues des Umkreiſes der Stadt verwieſen. Dann fluchten ſie, lachten und ließen ihn laufen.

Und er lief wie ein Haſe in einem entſetzten Bogen in die Landſchaft hinaus, bis ihm der Pulsſchlag des Herzens in die Gurgel ſprang. Dort hielt er ſich an einem Baum. Es war ein junger Birnbaum und ſchwankte unter ſeiner Laſt.

Er aber ſah zitternd an dem ſchlanken Schaft hinauf, erblickte die gründunkle Krone, ſah den überwältigenden Himmel, ſtreichelte den Baum und fiel auf die Erde vor Übermaß.

Am Mittag ging er weiter. Die Sonne lag

eine lange Straße hinunter überhell. Auf den Feldern ſtand Korn und rauſchte. Vor der unerlebten Herrlichkeit der Landſchaft ergriff ihn um ſo tiefer die Wut, daß die Stadt ihm verſperrt ſei. So raſch lief ſein Herz im Kreis. Er ſah ſich an, wie er ſo zerriſſen daſtand, ein Bach wies ihm ſtechende Augen in kalkenem Geſicht und wildes Bartwerk. Er wankte auf der Straße. Ein Strolch lachte über ihn, daß es ſchallte. Aus einem Bauernhof ſprang ein Hund, der wütend in die lebloſe Gegend hinausbellte.

Er hob einen Stein. Aber er hatte nicht viel Kraft mehr.

Am Abend ſank er vor Erſchöpfung in einen Graben und ſchlief. Zwei Tage lief er ſinnlos weiter. Als er am Mittag des dritten an einen Weinberg kam, in dem ein alter Mann mit ſtillem Geſicht Waſſer goß und Spaten führte, blieb er neidiſch ſtehen, Arbeit erbittend. Er erhielt ſie. In wenigen Wochen war ſein Geſicht braun und bartlos, das Auge erfriſcht. Enges Kleid umſchloß den geſpannten Körper.

Eines Nachts ſchlich er an die Grenzen von Paris zurück. Doch ſchon ehe er verbotenes Gebiet betrat, erhob ein Kleriker Geſchrei, der ihn erkannte. Er kehrte um. In einer Abſteigſchenke der Landſtraße ließ er ſich nieder und ſchrieb nach allen Seiten. Er ſchrieb an Barral, an die anderen, an Weiber und Wirte. Er flehte und drohte, ihm zu helfen, daß er in die Stadt zurückkehre. Dann wartete er.

Aber als Antwort kamen nur zwei Dirnen, die er geliebt hatte. Barral ſei entſprungen, die anderen ſäßen. Er zitterte vor Zorn und ſchlug ſie.

Allein ſie erſtickten ihn mit Küſſen. Schwer gepeinigt und ihrer Treue doch wieder ſüß entgegengebracht, ſchrieb er zwiſchen ihren Umarmungen und Scherzen einen Brief an die Herzogin, ſchrieb: wie ſehr ſein Sinn ſich in das Hohe treibe und wie raſch er falle, denn ſein Blut ziehe wie ein Blitz. Doch immer ſei ſein Herz voll Inbrunſt.

Als die Dirnen den anderen Tag zurückwanderten, ſah er ihnen nach, die den Brief trugen. Sie hatten ſchöne Beine, er ſah es wieder.

Dann aber weinte er auf dem Raſen ſitzend, denn die Welt war weit zwiſchen ihnen und der Heiligen, und die Brücke des Briefes zwiſchen ihnen ſchmal.

In der Nacht verſchwand er, ohne die Zeche zu zahlen.

Am Waldrand hob er, aus dem Schatten noch einmal tretend, die Hand ſteil gegen die Stadt.

Dann brach er in das neue Land vor ihm hinein, geſtärkt im Inneren und feſtgefügt in der Entſchloſſenheit, daß ſein Leben in großes Maß hineinwachſe und gleichſchwingenden Strömen ſich füge.

Ihm, der nie die Stadt verlaſſen hatte, war Wandern unbekannt. Nie kam Geſang in ſeinen Mund. Sein Gang bewegte ſich erfüllt vom Rhythmus ſeiner Gefühle. Kaum daß er, aufgeſcheucht, die Landſchaft knapp muſterte und in ſich ſog.

Einmal dachte er zurück und ſah ſich wie ein entferntes Spiegelbild, bunt gekleidet, auf einer Straße den Kopf ſanft geſenkt, weither durch ein unbezirkbares Gitter von Bäumen herkommen.

So erfüllte ſich dieſe Zeit an ihm mit Stille.

Abends betrat er Sonntags eine kleine Stadt. Auf dem Platz glänzten viele Lichter. Zwiſchen zwei Bäumen zog ſich ein Seil mit Tanzenden. Er miſchte ſich am Ende des Spiels unter die Gaukler. Sie kamen ins Würfelſpiel. Trinkend und ſich frei gebärdend traf ihn die läſſige Haltung dieſer Menſchen beglückend. Das ſelbſtgefällige Wiegen der Frauenhüften, die breite Sicherheit der Männer und beider geduckte Klugheit gaben ihm Wohlgefühl. Er ſchloß ſich ihnen an.

Sie waren aus Limoges, und die Weiber hatten heftigere Sitten, die ſeiner Nordiſchkeit erregend waren. Sein Können überſtieg das ihre im Geſchäft. Er gab ſchönere Poſitionen, elegantere Sätze, ihr Beifall wuchs. In Angers engagierte ihn die Bürgerſchaft mit ſeiner Truppe.

Als ſie die reiche Stadt nach Abenden des Triumphs verließen, folgte ihnen ein Ratsherr auf einem Pferd und bat Villon auf das Stadthaus zurück. Der Bürgermeiſter wies ihm einen grauen Mönch und bat, daß er ihn, der Pra hieß, unter-

ſtütze in der Einrichtung einer großen Paſſion. Villon muſterte kurz den Saal.

Dann verließ er ſeine ſchweifende Gefährtenſchaft.

Auf einem Faſchingsfeſt der Stadt ſprach er den Prolog, die Halbmaske vorm Geſicht, glühend, daß das Publikum ertobte.

Kommenden Morgens begann er ſtill das Werk.

Dem ſteifen Redefluß des Prieſters fügte er Fülle des Talents. In einer Woche wies er dem Kleriker Irrtümer der Mythologie nach, zog das Ereignis in Verſe, Kinder ſangen ſie für geringes Entgelt auf den Gaſſen. Der Mönch verließ die Stadt.

Nun umfaßte er allein das Geſchäft. Morgens früh begann er die Dreſſur der Maſſen. Er lernte ſie die Arme aufſtülpen gegen den Himmel, die Geſichter verzerren und auf gekrümmtem Bauch zu ſchreien vor Entſetzen. Ein Rudel Zimmerleute fügte das Amphitheater zuſammen in mächtig geſchweiftem Bogen, nah der Kirche auf dem Gräberfeld. Etage der Bühne, Manſion an Manſion,

ſtaffelte ſich nebeneinander. Er lehrte die ſchöne Entzückung, den Schrei der Brunſt und Stille der Ergebung.

Er knetete den Teig der Menge, daß die Glieder des Stücks ſich abrollend wie durch Fadenziehung ſeiner Finger bewegten. Den Koſtümen gab er Prunk, der Schminke Wahrhaftigkeit. Den Text bearbeitete er mit Glätte und gab ihm feurige Funken. Ein Hohngedicht auf graue Mönche fügte er ein.

Der Tag wuchs ihm vom Aufgang der Sonne bis ins Herz der Nacht. Wohlgefühl der Tätigkeit, die er umſpannte, durchfloß ihn. Die kleine Weltkugel der Paſſion, die in ſeinen Händen allein ruhte, erhob ihn zu Begeiſterung für ſich ſelbſt.

Dann durchfuhr, als das Werk endete, Geſchrei die Stadt. Der König zog ein. Teppiche fielen aus den Fenſtern. Binſen bedeckten den Gehſteig. Blumen lagen im Fahrweg. Quer über die Straße hingen Räucherpfannen.

Morgens begann das Spiel des erſten Tages. Aus dem Zelttuch, das das hölzerne Theater deckte,

fielen zerſtäubt gutriechende Waſſer. Dann zog weißgegürtet Villon auf einem Eſel über die Bühne. Hörner erhoben ſich.

Der König betrat die Loge. Unter Schweigen vollendete ſich bis zum Abend das Spiel. In der Dämmerung erſt gab es Tumult. Ein Taſchendieb ſchnitt einem Adligen den Ärmel ab und verſteckte ihn. Villon ließ ihn auf einen Pfahl ſchnallen und verhöhnen, denn er gedachte ſtreng zu ſein in ſeinem Bereich.

Aber in der Nacht band er verkleidet den Sträfling ab.

Der zweite Tag begann mit Hitze, am Mittag ſchon wurden die Geſichter ſchlaff. Die Kinder auf den Brüſtungen ſchrien. Das Volk hetzte Hunde in die Arena.

Gegen Abend fiel der Tod des Judas, den Villon ſpielte. Während ſieben Teufel mit Hammelſchädeln und Kuhglocken über dem Kopf toſten, erhob ſich eine dunkele Sonne. Satan ſtand auf, goldbraun im Geſicht, mit einer Krone aus rotem Satin und orientaliſchen Perlen. Judas fiel wei-

nend vom Gerüst. Und weil sein Mund zu niedrig war und verräterisch, die Seele zu entlassen, platzte der Bauch, dem sie entstieg.

Der König erhob sich Beifall winkend.

Zurücktretend hinter die Kulissen fühlte Villon einen Zettel, der sich in seine Hand schob. Er sah sich um. Als sei nichts vorgegangen, stand hinter ihm eine der Sibyllen, deren Tanz sich den Morgen in sein Bewußtsein geprägt hatte. Es war eine elende Dirne, aber ihr Mund glühte von Worten, wenn sie sprach.

Beim Austritt in die Stadt verhafteten die Leute eines Bischofs Villon wegen des höhnenden Verses auf die Mönche, allein ein Reitender des Königs machte ihn wieder frei.

Er betrachtete nun das Papier. Es war ein Bild: die heilige Susanne, ein Bein ins Bad setzend, mit den Augen lächelnd. Es gefiel Villon, daß er lachte.

Am letzten Mittag kam Villon, Christus spielend, auf das Podium.

Er war nackt, sie hingen ihn ans Kreuz, und

der Schmerz erpreßte ihm Geſchrei von den Lippen. Ihm zu ſeiten hingen die Verbrecher, ſtöhnend, Fratzen um die Nabel gemalt. Rechts gähnte eine Hölle. Links aber ſtanden Knaben mit roten Binden um die Stirn und hinter ihnen eine Kette Engel mit den Inſtrumenten, alle herübergebeugt.

So groß waren Villons Trotz und Übermut, daß er das Haupt nach der Hölle wandte und das Unerhörte begann, mit aufſchwellender wilder Stimme nach der Hölle zu reden.

In dem blaſſen Schweigen des Raumes löſte ſich da der Vorhang einer Loge neben der königlichen, Villons Blick traf den Scheitel einer Frau.

Der Vorhang fiel zurück.

Unſägliches füllte ſeine Lippen, als er das Geſicht erhob. Es war ihr Kopf.

So ſah er ihn noch einmal.

Er begriff die Wonne nicht. Er verſtummte.

Aber ſein Kopf fiel herum demütig und ſein Blick umklammerte die Kuliſſe des Paradieſes. Maiwuchs und Orangenbaum ſanken ihm in die

Augen. Zwiſchen Roſen und Majoran erhob ſich in Granaten eine Fontäne.

Sein Herz neigte ſich.

Der Vorhang ſchaukelte, aber er zog nicht mehr auf.

Seine Stimme aber erſcholl, hochgetragen und lind, unwahrſcheinlich ſich an das Brüllen ſchließend; der Kopf bog ſich in die Höhe und ſpannte den Körper von den Füßen bis an das Genick wie einen Sprenkel. Worte entfuhren ſeinem verzückten Munde voller Ergebung und wuchſen wie aus breiten Trompeten zu einem ehernen Donner.

Dann neigte er auch den Kopf.

Vorhänge teilten die Welt von ihm ab. Es war dämmrig geworden.

Als er wieder aus der Garderobe heraustrat und dem Gerüſt zuging, befahl ihn ein Ratsherr zum König.

An der Wand des Zaunes ſtreifte jemand ſeine Hüfte. Er blickte flüchtig und ſah die Sibylle.

„O," ſagte ſie und machte den Mund auf und biß auf die obere Lippe.

Villon dachte an das Bild und ſah ſie an. Dann legte er den Arm über ihre Schultern, denn die Achſeln ſchimmerten weiß und erwartungsvoll durch das Tuch.

Sie ging zur Seite, wo die Friedhofkreuze gleich begannen, es ward ganz dunkel um ſie. Ihre Hüfte ſtreifte ihn. Er küßte ſie und biß ihr in den Mund.

Sie lagerten hinter einem breiten Grabſtein.

„Ich fürchte mich.“

Villon lachte.

Dicht neben ihnen liefen die letzten ſcharfen Grenzen des Lichts. Die Menge tanzte lärmend auf dem Platze. Auf den Bänken des Amphitheaters begann Gelage. Funken ſprühten gegen die dunkle Wand des Horizonts. Ein roter Dunſt hängte ſich um den Kirchturm.

„Willſt du Geld? Nachher habe ich zwanzig Dukaten.“

„Nein.“

Sie ſchob die Zunge zwiſchen Zähne und Lippe. „Nimm mich mit. Heirate mich. Gib mir ein Kind.“

„Lege die Hosen eines Franziskaners in dein Bett, da wirst du von selbst eines haben.“

Villon lachte.

Sie gefiel ihm. Ihre Lippen schwellten sich vor Blut.

„Fünf Dukaten schenke ich dir.“

„Ich fürchte mich.“

„Du kaufst dir Armbänder und seidene Ärmel.“

„Ich fürchte mich.“

„Spei auf die Toten.“ Er preßte ihre Brust.

„Wie warst du schön, als du auf dem Esel, den du Rutebeuf nanntest, wie du mit dem weißen Gürtel auf dem Esel einrittest .....“

Er küßte sie mit geschlossenen Augen.

Da aber stieg durch den Spalt der Dunkelheit ein Gesicht. Er preßte die Lippen noch fester zusammen, um das Gesicht zu zerdrücken. Doch der selige Kopf wurde immer größer, die Herzogin neigte sich freundlich über ihn. Das Gesicht bedeckte seine Seele, indem er in immer wilderem Kuß sich ihm zu entziehen suchte. Ihr gütiges Lächeln zog sich über den Garten, die Kreuze und den Himmel.

Da ſtieß er entſetzt und bezwungen die Dirne mit den Füßen, ſah von ihrer offenen Bruſt verzerrt in die Höhe, um das Bild zu erreichen.

Sein Herz neigte ſich, und aufſtehend, laut jammernd, lief er in die Nacht.

Er ließ die Dukaten und den König.

Sein Lauf währte Tage, die er nicht zählte.

Verwilderten Bartes kroch er nachts in eine Scheune. Als er einſchlief, fiel durch das Gitter des Heus der Schein einer enthüllten Laterne über ſeine Augen. Er fuhr herum und umarmte Barral, den er ſo fand.

„Wo warſt du?“ ſagte Barral und lachte.

„Ich lief —“ ſagte Villon.

Er ſchob ſich Stroh über den Körper. Dann weckte er Barral noch einmal:

„Barral,“ ſagte er, und ſein Geſicht leuchtete von böſem grinſenden Hohn, „ich möchte über die Welt hinkotzen in einem Strom. Mein Alter, wir wollen Frauen verführen, Ställe anzünden und es mit Tobſucht tun.“

„Ja, mein Freund," ſagte Barral und zog ſich Stroh aus dem Bart.

Ihre Nahrung ward Feldfrucht und geraubtes Geflügel. Bauern erſchreckten ſie, indem ſie das Land überquerten, des Abends auf ihren Feldern, daß ſie brüllend wegliefen. Mönche prügelten ſie mit dornigen Stecken und trieben lange ihr Weſen mit Frauen, denen ſie die Röcke zuſchnürten, daß ſie als Statuen auf allen Straßen ſtanden.

Einmal fiel Villon in eine Falle. Von allen Seiten plötzlich hervorbrechend, ſchlugen Burſchen mit Gegenſtänden auf ihn. Knapp entwich er aus der verdunkelten Dorfgaſſe, einen blutenden Riß über die Stirn.

Die Nacht zündeten ſie das ganze Dorf an.

Villon und Barral ſtanden auf einem Hügel, während die dunklen Scheine über den Wald flatterten.

„Es iſt ein ſchöner Anblick," ſagte Villon und legte den Arm über Barrals Schulter.

„Es iſt ein Schauſpiel," ſagte Barral.

Zur Zeit der großen Prozeſſion erreichten ſie nach

Wochen ſolchen Daſeins Toulouſe. Sie fanden die Stadt gefüllt mit Fremden und reichen Klerikern, die heimatlichen Erwerb in leichtem Leben verſtrömten. Barral ſtahl in der vornehmſten Kirche Pelze und Steine. Sein Blick ſah manche große Gabe in den Opferſtock eingehen. Es prägte ſich ihm ein. Er vergaß es nicht. Sie faßten abends raſch einen Plan.

Barral hieb wie ein Bär, nachdem ſie die Tür erſchlichen hatten, den Opferkegel in der Mitte durch. Neben Kupfer und einigem Silber überrollte vieles Gold den Boden. Sie teilten gemächlich. Als ſie durch die blinde Tür des Chorgeſtühls hinaustraten, prallte ihnen ein leichter Ruf entgegen.

Villon ſah Barrals Hand erhoben und, ſelbſt von zehn Fäuſten angepackt, vernahm und ſah er beim Wenden des Kopfes eine Hellebarde, die breit Barrals Bauch durchſtieß.

Dann brachte ein kurzer Gang ihn zu der Dunkelheit des Turms.

Während die dauernde Nacht ihn umſchloß, blieb ſein Bewußtſein nicht ohne Trübung. Nicht

unterſchied er Tag und Abend. Kein Schweben der Seele zog ihn aus Welt und Gegenwart. Reue fraß ihn an, und er bog den Kopf gegen die faulende Wand und ſagte verzweifelt, während ſein Blick ihm die Seligkeit freier Landſchaften, der blühenden Bäume und des zinnobernden Herbſtes vorſpielte: „Warum bin ich Bandit, wo ich Dichter ſein könnte ...“ Die ſchmerzende Qual dieſer Wochen gab ihm aber Verſe von Frauen, Wieſen und Mond.

Und unter der Beglückung dieſer Tätigkeit weitete ſich ſein Herz. Er genoß in größter Entfaltung der Seele, die das Umgebende durchdrang, Horizont, Sonne und Meer.

In den Pauſen aber ſchrie ſein elendes Herz vor Sehnſucht und Qual. Er empfand Mitleid mit ſeinem Geſchick. Er ſah den Tod als Strafe ſicher vor ſich. Darum betete er zu Gott, daß dieſer ihm helfend ein Mittel ſende. Und ſei es, daß einer den Vorſchlag wiederhole, den er im erſten Kerker ausſchlug. Er ſchwor, daß er ihn dieſesmal packe und tue und mit noch tieferen Demütigungen

dabei. Denn die gestand er Gott als Erschwerung zu.

Dann aber weinte er lange aus Scham über diese Schwäche und hatte nichts als Verachtung für sich.

Doch der Wille zum brünstigen Leben strahlte so stark in seinem Wesen, daß er um weniges später das Gebet um Hilfe noch erniedrigender von den Lippen stieß.

In dieser Nacht aber erfüllte sich sein Raum mit weißem Licht, und in seinem Traum wuchsen helle Figuren mit Kerzen in den Händen, und eine Stimme erfüllte das Zimmer, daß er erzitterte vor Bewegtheit: „dennoch, mein Armer, sollst du dem Lichte dich zuführen lassen" . . . und erwachend, die Augen weit geöffnet, empfand er, wie eine Hand, die über seine Stirn geführt war, sich davon löste. Er empfand das rasche Hinweggleiten nach der Tür.

Da sprang er auf und bebend vor Glück erhob er den Kopf.

Die Tür öffnete sich zum Verlassen, er spürte den Luftzug.

Er warf ſich auf die Knie nieder und ſchrie: „Laß mich!“

Die Geſtalt aber wandte nicht ihr Geſicht (er bedurfte es nicht, um ſie zu wiſſen), doch ſie machte eine große Bewegung mit ihrer Hand und durchſchritt die Tür.

Aufſchwingend ſtürzte er nach: „Warum,“ ſchrie er, „warum verfolgſt du mich mit Güte, — — — warum überlädſt du mein Leben mit Licht? Ich bin hilflos dagegen. Aber ich will es nicht.“

Die Tür war zu.

Er hämmerte die Fäuſte dagegen und Schaum deckte ſich über ſeine Lippen: „Laß mich, verdammt, ich fluche dir, in meiner Niedrigkeit. Das Heilige an deinem Tun verzweifelt mich ...“

Und er bäumte auf und ſtemmte ſich dagegen.

Allein der Raum war leer, und nichts vollzog ſich.

Böſe und zornig ſetzte er ſich in die Ecke.

Eine Furcht erfüllte ſeine ganze Nacht, die er verſtockt und fluchend wachte: ſie würden ihn befreien, ohne Gegenleiſtung, die er von Gott erbat.

Am anderen Morgen geſchah es. Er wurde frei.

„Ich weigere mich," ſagte er und verließ den Klotz nicht, auf dem er ſaß. Die Wächter ſtießen ſich mit den Ellenbogen in die fetten Seiten und beſtaunten ſich.

„Es ging um deinen großen Kopf," ſagte einer und ſtemmte die Hände auf die Hinterſchenkel.

Villon lief wie ein Marder auf und ab: „Wer fällt dem Recht in den Arm? Warum ſetzt Unrecht ſich gegen Geſetz? Ich ſtahl. Möge man mich rädern. Aber es iſt feig, mich laufen zu laſſen ohne Buße."

Sie aber lachten und warfen ihn wie ein Tier auf die Straße.

Dort legte er ſich auf die Erde aus Trotz. In der Nacht leckte ein Hund ſein Geſicht. Er küßte ihn auf die Schnauze, umſchlang den dürren Hals mit beiden Armen und ſchluchzte in das Fell.

Darauf gingen ſie beide weiter aus der Stadt hinaus in das Feld. Sterne überklommen den Himmel nicht, den Nebel zudeckte, in deſſen Schein ihre Schatten rieſenhaft vor ihnen hingen. Da er das Tier liebte, nannte er es Joi-Novel.

Sie lebten lange im Wald ein einfaches Leben. Wandernd kamen ſie an eine Jagdhütte, die eine ſchlichte Frau bewohnte. Sie bot ihnen Obdach, und ſie gewöhnten ſich daran und blieben. Einfache Liebe beglückte ihn.

Eines Tages, als er jagte, teilten ſich die Büſche, und in den auseinandergeſchlagenen Zweigen ritt eine Frau auf ihn zu. Sie hatte ein kaſtiliſches Pferd mit weißen Füßen.

Sie hielt kurz an, und er verbeugte ſich.

„Ihr Name?“ fragte die Dame.

„Villon.“

„Villon...,“ ſagte ſie und zog die grauen Augen zu einem Strich zuſammen, warf den Blick von ſeinem Geſicht bis zu den Füßen, ſtreichelte über den Pferdehals und ritt davon.

Sie hieß Loba. Sie bewohnte das Schloß in der Knickung des Waldes zwei Stunden von Marſeille. Die Frau in der Hütte ſagte es ihm, als er Joi-Novel eine Amſel zu ſpeiſen gab.

Am Morgen klopfte ein Diener und befahl ihn nach dem Schloß. Er aber ſagte, daß niemand

von ihm zu fordern habe, ſchlug den Diener und jagte ihn.

Später traf er die Gräfin wieder im Walde.

„Warum kommen Sie nicht?“ fragte ſie. Ihr Zaumzeug aus limuſiniſchem Leder und Silber blitzte. Ihr Geſicht war kühl und zugekniffen.

„Was ſoll ich dort?“ ſagte er ruhig. „Laſſen Sie mich hier, wie es paßt für mich, niedrig und in elender Zufriedenheit!“

Sie warf den Arm mit einer Gerte in einer ungeſtümen Bewegung nach aufwärts, folgte der Kurve mit einem großen Blick und ritt grußlos.

Nach einer Woche ließ ſie ihn bitten, unter ein Bild ihr zwei Verſe zu ſetzen. Er widerſtand nicht. Aber es ſchmerzte ihn, daß es ihn hochzog. Doch da der Zug übermächtig war, folgte er.

Sein Anzug vollendete ſich wieder höfiſch. Seine Bewegung entſchälte ſich dem Schweifenden und erhielt Maß. Sein Mund bequemte ſich dem runden Fall ſchöner Vokale. Aus den Fenſtern des Schloſſes ſah er das Meer als dünnen blauen Rauch.

„Ich liebe das Tier nicht," ſagte Loba und deutete auf Joi-Novel. Dies bedeutete des Hundes Verſtoßung. Als die Sehnſucht ihn zurücktrieb, ſeinen Tod. Villon tötete ihn eifrig und unter Tränen.

Lobas Gatte kam einige Zeit erſt, nachdem Villon ſich ſeiner Gefolgſchaft gereiht hatte, zurück zum Schloß. Seine breite Geſtalt verteilte zufriedenes Gleichgewicht. Als er Villon ſah — — und da er ihn nicht liebte und nicht haßte — — gähnte er, um ſeine leidenſchaftsloſe Billigung darzutun. Auf Feſten ſang Villon Lobas Geiſt und Geſtalt. In verſchwiegenen Nächten hin und wieder ſchlich er ſich zu Küchen und Dienerkammern, Würfeln und Wein und Geſchwätz.

Scheu wie ein Hund wandte er den Blick weg von der vergangenen Zeit. Er zog den Hals ſchräg und blinzelte in die Sonne, wenn ihm der Gedanke kam. Durch den verhängten Raum ſeines Willens drang kein Laut in das untere Bewußtſein.

Traf er Loba morgens im Saal, kreuzten ſich ihre Wege. Sie ging an ihm vorbei, ihn kaum ſehend und doch mit einem Lächeln, das ſeine Knie

erſchütterte. Fernbleibend bewegte ſie durch Duldung allein den Kern ſeines Weſens. Ihn zog es ſo hingeriſſen zu Loba, daß die Frau in der Hütte ſeinem Gedächtnis entſchwand, daß er ſich unter Loba breiten wollte, damit ſie herrſchend ſeinen Dienſt nehme, in jeder Form.

Er nannte ſich Wolf, damit ſein Name dem ihren gleiche. Er zog ihr Wachtelgeier und Lerchenfalken. Ihre venezianiſchen Gläſer zierte er mit gebogenen Sprüchen. Nie fehlte er, das Federkiſſen auf ihren Sattel zu ſchieben.

An einem Jagdmorgen nahm er die Haut einer Wölfin und ſchlang ſie um ſich. Aufbellend nahm die Meute ſeine Spur. Er lief, als gelte es ſein Daſein und hörte Lobas Schnalzruf an die Hunde. Quer lief er durch den Wald. An einer Lichtung kreiſte ihn die Meute ein.

Ein ſchwarzgefleckter Jagdhund biß ſich in ſein Genick.

Hochſpringend, als andere Hundeleiber ſich über ihn wälzten, ſcheuchte er das Vieh zurück und ſtand blutend vor Loba.

Sie ritt den kaſtiliſchen Hengſt wie zum erſten Male und zog die Augen zu einem ſchmalen Spalt. Er verneigte ſich und verbiß die Schreie. Sie lächelte ein wenig und ſagte:

„Eilen Sie zurück!"

Heulend vor Schmerz, ſchweißend, erreichte er das Schloß. In den Fiebertagen näherte die Gräfin ſich oft ſeinem Lager, entfernte die Binden und goß zypriſches Öl in die Wunden. Er, der nach Dienerinnen hieb, die laut die Diele überſchritten, hielt den hölliſchen Schmerz aus mit ruhigem Geſicht und ſtrich einmal über ihren Arm, die Seele geduckt in Erwartung, daß ſie ihn ins Geſicht ſchlüge. Doch ſie ſah ihn nur an.

Wie es ihm beſſer erging, faßte ihn ein törichtes Glücksgefühl, für das es keine Rechenſchaft, keine Begründung gab. Jedem Menſchen erwies er Freude. Er ſprach mit den Kühen. Er tanzte allein im Walde und rief: „Barral, hätteſt du Fleiſch noch auf den Knochen, wie lachteſt du über Villon — — —"

Dann wagte er in mondloſer Nacht zur Gräfin

hinaufzuſchleichen. Auf der Treppe verließ ihn die Kraft, er wurde feig und kehrte um.

Das andermal wuſch er ſich gründlich und badete lang, damit ihn nicht plötzlich Furcht überfalle, es möge Erde irgendwo an ihm ſein, denn die Angſt ſeiner Herkunft ſaß in ſeinem Blut. Sodann ſtieg er hinauf. Sein Herz drängte ſelig nach ihr. Er hatte Mut.

Beim Betreten des Gangs blieb er ſtehen. Etwas huſchte an ihm vorbei und hielt lauſchend an. Es war eine der afrikaniſchen Mägde, deren Haut goldbraun glänzte. Er ſah es, wie ſie ſich durch den Lichtſchein einer Tür bewegte. Er ſah ihre weiche Hüfte und pfiff leicht. Sie wandte den Kopf, und ganz gefüllt mit ihrem Bild folgte er ihr.

Lange trat er nicht vor Lobas Augen, von Reue angenagt. Sie ſandte ihm aber einen arraſiſchen Teppich, daß er einen Spruch dafür zeichne. Er machte eine große Tirade und ſchöpfte aus ihr neuen Mut. Sein Spiegel wies ihm ein ſcharfes Geſicht ſchöner Männlichkeit. Er legte eine Schminke

darauf aus Queckſilber, Bohnen und Pferdemilch, damit die Schläfen einen weicheren Ton erhielten.

Darauf wagte er es.

Ihr Zimmer war unverſchloſſen. Nähertretend ſah er ſie liegen, es kam viel Licht vom Himmel, darum ſah er ſie genau. Er beugte ſich nieder und küßte ſie auf den Mund.

Schlaftrunken nahm ſie die Hand von der Bruſt und hob ſie zu ihm, und denkend, es ſei ihr Mann, erhob ſie ſich und ſtand auf. Da ſah ſie Villon vor ſich. Sie tat nichts zuerſt. Sie ſah ihn an.

Dieſen Blick trug er wie ein Mal tief im Haß ſeiner Seele weiter. Er knallte ihn zu Boden.

Dann ſeinen ſchiefen Blick ſehend, begann ſie zu ſchreien. Türen ſchlugen. An Mägden vorbei, die mit Kerzen kamen, verließ Villon eilend das erregte und helle Schloß.

Er fühlte überall Schmutz an ſeinem gebadeten Leib.

Zweimal murmelte er: „Bande ... Bande ... — — warum, Villon, gabſt du dich, Sohn einer Dirne, den Feinen hin — — — —?“

Die Nacht war ſchön. Wind blätterte ſanft durch den Baumſtand.

Durch den Wald irrend hob er die Hände zwiſchen den Stämmen und rief:

„O Joi-Novel, wo biſt du nun?“

Bebend vor Zorn und in heißem Schmerz über des Hundes Tod, der ſeine Seele nun ſchwer bedrückte, eilte er nach Marſeille. Im Hafen lebte er verſteckt zwei Tage, bis eine Ruderbark nach Genua abfuhr. An den Maſt gelehnt, das wunderſame Meer umfaſſend und voll Angſt, ſeekrank zu werden, verließ er aufgerichtet das heimatliche Ufer.

Den fremden Strand beſprang er mit Gleichmut. Seine Erregung hatte die Bewegtheit der Wellen eingeſogen. Er durchſtreifte die Stadt und verließ ſie. Auf und ab wandernd die Küſte des Meeres, durchmaß er Italien und gab wenig Acht auf Monat und Jahr.

Er ſchlief auf ſchlechter Streu und in Betten, er ward verfolgt, und Ehre umgab ihn wie Beleidigung. Lungernd trieb er ſich im Gewühl der Häfen hin und gab ſich tagelang dem Meere preis

an heller Küſte mit entkleidetem Körper, Sonne aufnehmend und in die geweitete Seele das Meer einſpannend.

In einem Winter ſchloß er ein Quartett zuſammen, das die Schelle, den Tamburin, eine kleine Orgel und die Querpfeife führte. Die Feuer mancher Höfe und Märkte, das Geſchrei vieler Nächte umfuhr die vier ſeltſamen Geſichter. Dann löſte er ſich hiervon wieder, ſchwankte trunken und verkommen, geldlos die Taſchen, in die Städte, bettelte alte Fiſche und zog Ringe von Damenfingern. Mancher Morgen aber umſchlug ihn, auf einem Pferde ſitzend, läſſig die Haltung, ein Birett über dem Kopf und eine Harfe am Sattel, deren Kopf eine Wölfin war.

Als er Genua, von Syrakus kommend, durchwanderte einmal, ſah eine volle Frau aus einem Fenſter, und er blieb ſtehen. „Dein hoher Buſen reizt mich," ſagte er. Sie betrachtete ihn und ſchimpfte ihn: „Provenzale!" Doch er lachte und wies auf ihre Bruſt.

Er ſchlug einige ſchiefe Triller an und intonierte:

„Dein hoher Buſen ...“ Die Frau wurde rot vor Zorn und ſchrie: „Ich verſtehe dich weniger als einen Berber, Deutſchen oder Sarden.“ Jedoch nahm ſie ſeine Hand und führte ihn in ihr Haus. Im Gange dann ſchlug er den Arm hoch um ihre Hüfte, und da ſie dies verſtand, entfremdeten ſie ſich nicht mehr.

Gut gepflegt nach Abenteuern des Weges blieb er gern bei ihr. In den Jahren, die daraus erwuchſen, erhielt ſie Gewalt über ihn. Wohl ſchlug er ſie manchmal, wenn er trunken war oder eine andere zufällig genoſſene Frau ihn zu neuem Mut geſpeiſt hatte, aber ſpäter ihr Blick duckte ihn wieder feig. Einmal prügelte ſie ihn und warf ihn vor die Tür. Es war eine bittere Nacht, und der Hahn ſchrie vor Kälte. Morgens kroch Villon wieder in das Haus.

Er fühlte, daß ſein Leben nicht mehr weit ausſchlug, ſondern im Kleinen hinſchwankte, und trotz manchen Schmerzes befriedigte es ihn mit Wolluſt.

Sie beſaßen einen Raum, in dem ſie Wein ausſchenkten. Menſchen aller Gattungen ſchoben

ſich vermiſcht durcheinander zwiſchen dieſen Tiſchen, die nie leer wurden. Hier traf er Babolin und Jaufre Rudel, die mit ihm waren, als er die Antilope holte im königlichen Garten. Doch er redete wenig davon und ließ ſie ziehn. Fremde Herren, die mit den ſchlanken Weibern der unteren Viertel ſchwelgten, trafen ſich in dieſen Räumen. In den hinteren Zimmern, die ſie ſpäter aufſuchten, entkam ihnen manches Kleid, viel Geld und Schmuck, der Villons Reichtum erhöhte.

Sein niederes fettes Leben gab ihm keine Verſe mehr.

Da ſprach eines Abends ein reiſender Lombarde von der Fürſtin von Tripolis, die niemand noch ſah auf der Welt, und deren Güte und Schönheit an kein Maß reichte.

In dieſer Nacht ſchlief Villon ſchlecht neben ſeiner hochbuſigen Frau, und in den folgenden kämpfte er verbiſſen gegen ſich ſelbſt.

Am Mittag des vierten Tages ging er an das Meer, über dem die Sonne lag, und da überfiel es ihn. Als werde er leicht und verliere ſein Ge-

wicht, erſchien es ihm; der Himmel wurde heller und weißer, und es vollzog ſich eine Klarheit des Geſichts in ihm, daß er beſtürzt zu Boden fiel. Wo er gedacht hatte, ſein Leben beſchließe ſich in ruhiger Niedrigkeit, entſtieg es ihm ſteil und ſeinem Willen und wuchs in das Lichte des Himmels hinauf.

Taumelnd durchlief er die Straßen bis zum Abend, nahm dann viel von dem geſammelten Geld und verließ die Stadt.

Ein Schiff fuhr ihn. Das Meer glänzte. Die ferne fremde Küſte ſchwebte ihm entgegen. Als er ausſtieg, war ſein Herz nach oben hin beſchwingt.. nach Herrlichem lüſtern, Gutes zu tun bereit, ſeine Seele voll Verachtung auf das Seither.

Der Strand war ungewohnt herrlich. Indigofarbner und blauer Zindel ſtand in den Gärten. Pferdeſtimmen riefen. Hörner und Klarinetten ertobten aus den Zelten.

Er miſchte ſich unter die Menſchen. Doch hier war nicht das Hoflager der Fürſtin. Tagelange Reiſen brachten ihn zu ihrer Stadt.

Er fragte ihren Palaſt. Er klopfte an.

Allein die eiſerne Tür bewegte ſich nicht. Er ſang und rief und trotzte. Doch ſie blieb ihm verſchloſſen. In wochenlangen Liſten erſchöpfte ſich ſein Hirn, aber keine Klugheit brachte ihn näher. Er lernte die Sprache des Landes und die Dialekte der Städte. Er wurde ſchwach und wich vom Pfade der Sehnſucht und beſaß geringe Frauen, aber ſein großes Gefühl erzitterte nur ſacht unter ihnen und warf ſich in weiter Flut von neuem nach der Fürſtin.

Als er heißköpfig von Wein eine Nacht mit Edelleuten aus der Bretagne würfelte, ſpotteten ſie auf ſeine Sehnſucht. Im Zweikampf ringend auf bretoniſche Art warf er den einen, der andere aber beſiegte ihn. Da ſpie er ihm in das Geſicht vor Wut, daß dieſer ſeine Hoffnung zertrete und auch im Gottesurteil über ihm ſei.

Er verſuchte es zu zwingen, daß er die Fürſtin ſähe.

Er ritt mit einem großen Hengſt klirrend auf die Brüſtung vor dem Schloß, warf den Arm auf und ſchrie hinauf nach den Fenſtern: „Du Hure.“

Doch niemand nahm Acht davon. Da ſchäumte er und ſchwur bei ſeinem Gedärm und den Wunderzeichen von Compiègne, daß er die Fürſtin beſitzen werde. Doch der ſonſt menſchenvolle Platz war ausgeſtorben, und kein Fenſter öffnete ſich, keine Strafe kam.

Nun beſtach er die Wachen mit Geld von verkauften Reliquien (deren Handel er großzügig an Europäer betrieb) und verführte liebend und mit Geſang Dienerinnen des Palaſtes, es war umſonſt. Hingenommen von ſeiner Aufgabe, überließ er ſeine Tapferkeit den Heerführern der Fürſtin, ſtreifte durch unerhörtes Gebiet, ſah Tier, Waffen und Menſch, die er nie erahnte.

Als Belohnung erbat er, die Fürſtin zu ſehen, deren Ruf er, ſingend, in die Levante hinein erhob. Er bat, befahl und drohte. Es war umſonſt.

Da ließ er, geruhiger, vom Trotz und lebte ſtill verehrend in der Nähe des Palaſtes. Bald bekam er von ungefähr, ohne daß er die Hand nun danach ſtreckte, eine Stelle in den Anlagen. Monate diente er, indem er Sklaven beaufſichtigte. Eines

Morgens, als die Aussichtslosigkeit seiner Sehnsucht ihn bedrückte, in Verzweiflung und Ungeduld, schlug er eine junge Sklavin, daß sie schrie.

Während er schlug, erstarrte sein Arm. Ruhe überkam ihn mit strömender Gewalt. Er drehte sich.

Über eine Terrasse schritt eine Frau herunter, ganz in hellen und roten Farben. Ihr Gang betäubte ihn. Langsam verlief das Bild nach der Seite des Wegs. Er breitete die Arme hoch.

In diesem Augenblick wandte sie sich um. Ihr Gesicht strahlte kurz herüber. Der Garten begoß sich mit Licht.

Villon fiel nieder, demütig die Hände gefaltet. Sein Herz neigte sich. Er weinte in die Hände über seine Schlechtigkeit. Als er aufsah, machte die Fürstin eine leichte Bewegung dahin, wo wolkenloser Himmel stand, und ihr Bild erlosch hinter Gebüsch.

Drei Jahre sog Villon Kraft zu stiller Tätigkeit und Leben, das nach der Höhe des Herzens zielte, bis eine Pest die ganze Landschaft überzog und die Fürstin mitnahm.

Bei ihrer Beisetzung stand er vor dem Sarg. Lange blickend und das ganze Bewußtsein auf sie zwingend, kam ihm ihr Gesicht durch den Stein des Sarkophags, unter dem sie lag, deutlich entgegen, wuchs durch den Deckel und erleuchtete ihn. Aber langsam löste sich das Bild und nahm eine andere Form, die er bebend gewahrte, ängstend und die Hände dagegen gekehrt. Denn seine Erinnerung sagte ihm, daß sie in dem Teil um das Kinn deutlich aussah wie Loba. Doch der Glanz um die Schläfen war von der Herzogin von Ventadron.

Da riß er sich weg von den Trauernden, lief hinaus und begriff es nicht. Vor dem Haus aber schrie er plötzlich:

„O, warum, mein Gott, gleichen sich die Frauen?"

Tief bestürzt sann er nach, aber im Grunde blieb nur das Bild der Herzogin. Der Gedanke an sie, gegen die er sich sträubte, ließ ihn nicht. Er kam in Trotz und irrte durch die Landschaft. An die Fürstin dachte er nicht mehr. Das

Geſicht der Herzogin aber ſtand vor ihm, wenn ſeine Hände in den Haaren geringer Dirnen wühlten. Er floh davor. Und auch es ſank zurück, wo er ſich ganz dagegen wehrte.

Noch war nicht ſeine Zeit.

So trieb es ihn in das niedere Gedränge zurück, das er in ſtillem Leben verlaſſen hatte. Das Blut nur gab den Ausſchlag ſeines Daſeins. Bald lobte er Gott und abends ſpie er ihn aus.

Irrend kam er nach Genua.

Er ſchlich an ſein Haus. Als er es von anderen Menſchen bewohnt ſah, empfand er Erleichterung. Nach dem Weib, mit dem er Jahre hier lebte, frug er nicht. Es kümmerte ihn nicht, mochte ſie aus dieſem Leben getreten ſein wie aus ſeiner Erinnerung. Einiges begann er, aber es mißlang, weil er wenig Trieb dazu fühlte. Eines Nachts band er eine Barke ab, die eines Wüſtlings, den er kannte, Namen trug und fuhr nach Marſeille.

Gereifter im Antlitz, einiges Grau an der Schläfe, betrat er heimatliches Land. Nachdem er die Barke gut verkauft hatte, mietete er ein

kleines Haus. Er beſchloß zu bleiben und ſah ſich um. Bald legte er die große Kleidung ab, die er trug. Er griff zu blauen Hoſen, dem Wollkleid und roten Rindlederſchuhen und nahm Gürtel und Mütze. Den Orient kannte er zu gut, um ihm nicht über zu ſein im Handel. Durch ſeine kaufmänniſchen Hände ging alle zweideutige Fracht: Speckſeiten, Frauen und Gewebe, es gab keinen Unterſchied. Er begann zu ſchielen und die Hände zu reiben. Oft machte er Bücklinge vor jedermann. Araber ſcheuten ſich vor ihm. Spaniſche Juden nannten ihn den drohenden Finger.

Eines Tages brachte er Spitzen und Steine nach dem Schloß. Er ſah Loba, doch ſie erkannte ihn nicht.

Sie ſtand mitten in der Halle, breit geworden, kinderlos. Graupelz umſäumte kühl ihr Gewand. In dem dunklen aufgewellten Haar hoben ſich ſtolz die Büſchel der wunderbaren Pfeile des Stachelſchweins. Sie herrſchte ihn an, er ſolle ſich beeilen.

Herantretend bückte er ſich tief vor ihr. Wäh-

rend ſie wählte, beſchaute er ſie von unten, ſchielend, dienſteifrig. Sie rührte ihn nicht. Er dachte vergnügt an ein ſchmales baskiſches Mädchen, das jung war und in vorgeſchriebenen Zeiten ihn beſuchte. Er zwang Loba einen unerhörten Preis ab und ging grinſend vor Wonne und Rache.

Im Park murmelte er einmal: „Joi-Novel."

An den Bettagen, wo Handel unterſagt war, kamen Spaniolen, die eilend löſchen wollten, und ſchlugen ihm günſtige Bedingungen vor zum Kauf. Er folgte früh morgens auf das Schiff. Während er Häute muſterte auf dem Verdeck, begann Geheul im Nachbarboot und griff um ſich. Eine Frau rang hingekniet neben den Anker die Hände. Matroſen neben ihr ſahen neugierig in das Waſſer. Seinem Blick, der ihren folgte, begegnete der Kopf eines kleinen Kindes, der wieder auftauchte aus dem Waſſer, — und ſich ſchüttelnd ſprang er nach und holte es heraus.

Als er das Kind hochhob mit beiden Armen, ſchien die Sonne über das weiße Geſicht, und plötzlich vergrößerte ſich der Kopf und wurde, ſtei-

gend, milder werdend und ſich verklärend, das Geſicht der Herzogin.

Die Mutter wand ſich vor ihm, doch er ſah es nicht.

Sofort begab er ſich auf die Flucht. Streifend lebte er im Bezirk Carcaſſonne, wanderte durch albigenſiſches Gebiet. Einen Winter war er auf Schloß Gaillac, und fütterte den Sommer Rehe und Eichhörner auf Schloß Fanjau.

Als Bote eines provenzaliſchen Dichters zog er mit goldenen Ringen, mit weißen und ſchwarzen Bändern nach Norden. Es hielt ihn kein Ort. Die Unraſt ſtieg. Manchmal bei kleinen Menſchen mit tieriſchen Gebärden zog ihn die Sehnſucht unter Schreien weg nach Höherem. Aus den Sälen der Schlöſſer zwang ihn dumpfer Drang in die Niederkeit.

Unter gefälſchtem Namen kam er zu dem Herzog von Burgund. Er trug den Titel eines tripolitaniſchen Adels. Er ſprach die Mundart des Genueſiſchen, Neapels und des Orients. Sein Geſang umfaßte alle franzöſiſchen Zungen. Geruch

maßloſer Unternehmung umgab ihn. So auffallend, erreichte er bald die Nähe des Herzogs. Er zog eine eiſerne Linie von Feinden hinter ſich her, indem er ſo raſch die Ringe um den Herzog ſprengte. Doch dieſer überhäufte ihn mit Nachſicht und Gnade.

Er wurde unentbehrlich für Feſte und Beratung. Aus Alexandria ließ er Kunſtſticker kommen, die den burgundiſchen Hof im Schmuck an die erſte Stelle brachten. Er verſchaffte ihm Affen für die Boudoirs ſeiner Damen. Für die Portalkäfige des Schloſſes beſorgte er tanzende Bären. Die Zwinger füllte er mit Löwen, denen der Herzog bei guter Laune unter den roſtroten Abenden der flamiſchen Landſchaft Stiere zum Zerreißen vorwerfen ließ.

Er beſchenkte Villon mit dem Goldenen Vlies.

Wenn er trunken war, überſchüttete er Villon mit Wein und ſchlug ihn, Villon, der dann zitterte, der ſonſt glänzend an der Spitze ſeiner Kavalkaden ritt.

Je mehr aber ſein Leben im Äußeren aufſtieg,

um ſo größere Sehnſucht trieb ihn weiter. Gefühl nach Ruhe war langſam in ihn gekommen, wo ſein Haar mählich über dem herrlichen Kopf erblich. Doch die Unraſt, die ihn trieb, war, wie wenn er einem blinden Stern gehorche, der ihn magiſch zu ſich führte aus einer unbekannten Dunkelheit her.

Geringer wurden ſeine Nächte. Der Schlaf ſchrumpfte. Es zog und zwang.

Da gab er nach und ritt auch aus dieſer Stadt. Er wußte nicht wohin.

So kam er nach Paris.

Er ritt hinein. Sein Kopf erdröhnte. Das war die Stadt Villons, die Gärten der Jugend, Gaſſen und Tavernen. Er faßte nichts und ritt.

Sein Pferd hielt an. Wie einen Schlafwandelnden riß es ihn aus der Betäubung. Er ſah durch Nebel und Erinnerung.

Sein Tier hielt vor dem Schloß der Herzogin. Doch ſie kam nicht das Gitter heruntergeſchritten mit den vergoldeten Staketen. Keine Handbewegung erfüllte den mittäglichen Garten. Er wartete und kehrte um.

Fliegenden Mundes durchſtürmte er die Keller, die Kneipen der Stadt. Er gab ein Schauſpiel für viele in den Tagen dieſer Suche und Fahrt. Er trug den Orden des Goldenen Vlieſes durch die Spelunken verkommener Akteure und Mörder. Gier, Altes, Bekanntes zu ſehen und zu befragen, trieb ihn raſtlos. Doch er traf keine Seele, keinen Kopf, von dem er wußte. Vertraut und dennoch durch die fehlenden Menſchen unſäglich entrückt, kamen ihm Bänke, Schilder, Räume ins Geſicht. Die Kirche Notre Dame jagte er vor Angſt vergehend hinaus.

Der Herzog von Ventadron war lange tot. Niemand wußte um ſeine Frau.

Ihr Lächeln aber ſtand wie ein Mond, milder und heller werdend, über ihm. In einer Nacht hielt er ſich nicht mehr, erhob ſich, ſchlich den Weg durch den Garten zur Rückſeite des Schloſſes, erbrach es und durchwanderte es die ganze Nacht. Gegen Morgen quoll ein Zorn in ihm auf, daß er den Degen nahm und, vor Wut ſchreiend, das Zimmer zerhieb, in dem ſie geſchlafen haben mußte.

Dann ſank er um, und als er erwachte, war nur eine große Müdigkeit in ihm und Sehnſucht nach Stille. Viele Tage blieb er im Bett ſeines Gaſthofs, dachte, ſchlief und beſah die Bäume im Garten, hinter denen blauer Himmel und Sternentfaltung ſich vollzog. Er ſtand dann auf und ließ Bettler kommen und Inſaſſen der Kneipen und ſchenkte ihnen ſeine Kleider. Sein Gold nähte er in den Mantel. Nur das Metall behielt er des Goldenen Vlieſes unter grauer Wandrerkleidung auf der Bruſt. Er vergaß ſeine Schuld zu zahlen, müden Auges, faſt ruhig im Innern, zog er wieder in die Welt.

Nach wenigen Tagen kam er an ein Kloſter, das in fruchtbarer Ebene lag. Soweit, daß die Sonne die Kuppeln morgens mit Glanz enthüllte, ſchwebte der weiße Bau eines anderen Kloſters gegenüber vor dem Horizont. Die Luft war klar und mild, es roch nach Blumen und Stille.

Da hielt Villon den wandernden Fuß an und beſchloß ſein Leben hier dem Ende zuzuführen. Dicht am Kloſter war ein Konvent für Menſchen der

Welt, die, der Einſamkeit anheimgegeben, Gott ſuchten, die Gebräuche der Mönche teilend, ohne Klerks zu ſein. Ihnen, die aus großer Welt kamen, ſchloß ſich Villon an, denn der Geruch der Mönche und Tonſuren ſtach ihn fuchſend in die Naſe und das Die-Ruhe-Wollende ſeiner Seele überſtieg noch nicht ſeinen Inſtinkt.

Er half dem Pförtner, den die Gicht angeſchwellt hatte und der, mit vernichteten Gelenken, nur die Augen bewegte und vier Finger der linken Hand.

Seine Liebe war jedoch der Garten. Wenn er morgens erwachte, ſah er über die Beete und die Ebene hinüber zum anderen Kloſter, das ſich aus dem Nebel ſchälte. Dann erhob er ſich und begoß im Schatten, eh die Sonne Brand herunterwarf. Mit Meſſer und Schere zähmte er den ſchmalen Weinberg, umgrub die Wurzeln und ſchleppte ſchweißiger Stirne ſchwere Waſſerkannen den Hügel hinan. Ihm unterſtand die Hühnerzucht, und er mäſtete die Tiere, Körner vor ſie ſtreuend, und ſandte manches fette Huhn als Geſchenk ins andere Kloſter. Oft half er den Käſe bereiten.

Manchmal fing er Fiſchottern und briet ſie, und eines Morgens ſtand ein zarter Amarellenbaum im Garten, von dem niemand wußte, woher er kam.

In den freien Stunden des Mittags ging er ruhig durch den Hof und mit langen gemeſſenen Schritten hin zwiſchen den Beeten. Er ſah Eidechſen die braunen Köpfe auf den weißglühenden Steinen ſonnen, und hin und wieder ſaß eine Kröte unter dem Holunder.

Letzte Stille ſchien über ſein Leben gekommen.

Da ſchlugen Zigeuner ein Lager auf, nahe dem Konvent. In der Nacht ſahen die Kleriker Villon berauſcht in zuckenden Sprüngen im Feuerſchein. Später durchtobte er das Haus, zerſchlug die Scheiben und füllte die Kirche mit ſataniſchen Rufen. Altardecken beſchmutzte er, als er die Weinfülle wieder ausſpie.

Sie waren erſtaunt ſo ſehr, daß ſie Mitleid mit ihm empfanden.

Der Abt ſprach ihn ohne Buße frei.

Villon grübelte tagelang, dann ging er in die

Zelle des Abts: „Ich ſtahl den Amarellenbaum nachts im Nachbarkonvent," ſagte er und wies hinüber nach den weißen Mauern.

Der Abt befahl ruhig, den Baum hinüberzutragen.

Da brüllte Villon: „Strafe mich!" und trommelte die Fäuſte auf die Bruſt. Der Abt verneinte lächelnd.

„Warum?"

„Du haſt den guten Willen," ſagte der alte Mann kühl.

Villon aber ſtand noch eine Weile, ehe er die Zelle verließ, die Augenbrauen gegen die Schläfen hinaufgezogen, und ſtarrte vor ſich hin.

Als er am Mittag, den zagen Baum in der rechten Hand vor ſich haltend, zum Frauenkloſter ging, ſah er durch die geöffnete Tür die Priorin den Hof durchqueren.

Da brach ſein Herz, daß er aufſchrie und Seligkeit ihn ſo erhob, daß er begann, das Haar aus ſeinen Schläfen zu reißen und ſchrie.

Aber ſie wandte ihm nur das Geſicht zu. Es

war jung und ſtrahlte groß. Ihre Haare waren weiß. Es war die Herzogin.

Sie ſtaunte nicht. Sie lächelte nur und winkte einer Dienerin, die den Baum von ihm nahm.

Doch da ſchrie er ſchon nicht mehr, ſondern kniete verzückt und wagte nicht aufzuſehen. Lang blieb er ſo vor längſt verſchloſſenem Tor.

Mit der Dämmerung erhob er ſich und ſingend: Regina celi laetare alleluja – ſchritt er, die Arme ausgebreitet, nach ſeinem Haus. Dort ſchloß er ſich ein und ſang Tag und Nacht. Erleuchtung ſchien über ihm zu ſein. Aber nach einiger Zeit kam er heraus, älter in der Haltung, aber froher, durchlebter von Geiſt, und wandte ſich ſeiner Tätigkeit zu wie ſeither.

Er floh nicht.

Nichts änderte er an ſich. Wochenlang ſah er kaum nach dem anderen Kloſter. Er ſprach weniger zu ſeinen Genoſſen. Mittags einmal, als ſie ſpeiſten, erſchien ein großer Edelmann des burgundiſchen Hofs und ließ Hörner blaſen. Der Abt erſchien. Er aber wollte nur zu Villon, dem er die Bitte

brachte, zurückzukehren. „Weiber und Löwen brüllen nach dir," schrie er hinauf nach Villons Fenster, der ihn in dieser Haltung empfing. Doch Villon sagte: „Gib ihnen Fressen" und machte eine Bewegung, eh er zurücktrat, lächelnd mit der Hand.

Nachts nach Wochen brach er einmal auf, er widerstand nicht mehr. Wie ein Dachs umschlich er das andere Kloster. Seine geschärften Augen nahmen die Steigung jeder Treppe, die Bewegung jedes Lichts auf. Er wußte bald um das Zimmer der Priorin.

Dann zog er sich wieder lange in sein Zimmer zurück. Seine einzige Genossenschaft waren zwei Tauben, gefleckt wie Falken mit langen Schweifen. Sie trennten sich nie mehr von ihm. Ging er in hellen Nächten über Land, saßen sie auf seinen Schultern, und sie umtanzten ihn im Garten, wenn er grub.

Eines Tages aber beendete er diese Art mit ihnen zu sein. Er zwang ihnen seinen Willen auf, daß sie aufstoben, sich in die strahlende Höhe warfen und verschwanden. Sie wußten ihr Ziel.

Jeden Monat einmal ſchob er Papier in ihre Federn, auf dem Verſe ſtanden. Doch ſchämte er ſich dann ein jedesmal. Einmal aber hielt ſeine erſtarrende Hand, die die Heimkehrenden aufnahm, beim Einfangen eine Blume feſt.

Da nahm er das Höchſte, was ihm blieb vom Leben, er trennte ſich davon. Er löſte von ſeiner Bruſt die Schnalle des Goldenen Vlieſes und band es der Taube um. Heimkehrend die gleiche Nacht trug das Tier, flatternd vor eiſiger Kälte, einen Ring aus Haaren geflochten, über die Flügelenden geſtreift.

Aber die weiße Farbe der Haare ſchlug ihn nieder, daß er nie mehr wagte, Dinge hinüberzuſenden. Und was gab es noch, das die Unendlichkeit dieſes Gefühls überträfe.

Nach einem Jahr gab ihm der Abt Auftrag, hinüberzugehn und mit der Priorin zu verhandeln um eine Orgel. „Es iſt dein Fach," ſagte er und wandte ſich zu den Papieren um. Villon weigerte ſich. Er ſchüttelte den Kopf.

„Ich will nicht."

Da drehte sich der Abt zurück und sagte klar: „Du sollst.“

Als der Klang dieser Worte sich erhob, scholl eine Stärke darin, die dröhnte, daß Villon nachgebend sich beugte und ging.

Am Gitter traf er die Priorin. Gesenkten Blickes richtete er den Befehl aus und sagte ihn her ohne Stocken. Sie antwortete nicht. Sie hielt mit einer Hand sich in der Höhe der Achsel am Gitter und sah ihn an. Er lehnte auf der anderen Seite gegen das Eisen. Dann hob er den Blick und traf ihr Auge.

Als dies eintrat, verwirrte sich sein Mund. Dunkel bog sich um seine Stirn und klammerte sie zu. Er wollte danken, daß sie Güte über sein Leben getan, aber ihm schienen unbegreiflich seine Lippen zu beben vor Flüchen. Doch aus der Seligkeit, die ihn erschütterte und hinstieß, daß das Eisen knirschte unter seiner Schulter, hob sich durch die Verwirrung der Gefühle ein Augenblick der Jugend. Und er sagte:

„Als Kind, wie ich Psalter sang ...“

Sie wartete noch eine Weile, freundlich lächelnd. Sein Mund jedoch trug den Fluß der Gefühle, der riesenhaft anschwoll, nicht mehr. Er stammelte in die Luft.

Fern sah er sie noch einmal durch den Hof gehn. Sie wandte am Tor das Gesicht und wies leicht, ohne den Arm zu rühren, mit dem Finger nach oben.

Er wußte, daß er sie nie mehr sehen werde. Es war das Letzte.

Die Tauben allein flogen noch, bis ihr, als sie betete, ein schwerer Stein aus dem Gebälk im späten Sommer den Nacken zerschlug. Zehn Nonnen, steif in weißen Leinen, trugen ihren Sarg in die große Kirche des Männerklosters. Als die Prozession vorbeiging, losch der Himmel aus. Dunkelheit schoß an den Rändern des Horizonts herunter, band sich zäh an die Erde und trieb Nacht und Wolke vor sich, die brüllend heranwälzten.

Dann schloß die Kirchentür. Villon erhob an seinem Fenster den Kopf und sah die Sonne in einem Strahlenkranz, dessen Zacken alles berührten. Es wurde Abend!

Er ging hinein ins Land. Je tiefer er aber vorausſchritt, um ſo leichter trugen ihn die Füße, und die Stoppelfelder legten ſich wie Seidenwalzen vor ihn. Wälder wogten unten über dem Fluß in das Dunkel der blauen Dämmerung. Er dachte an Joi-Novel, denn ungezählte Mäuſe überkrochen die Erde.

Aus einer Hütte, um die Bohnen hoch ſchoſſen, trat ein Mädchen mit einer Hacke. Sein Blick fiel auf ihre Hüfte, die ſich leicht wölbte. Der Bückenden bogen die Brüſte ſich aus dem Tuch und die Beine ſtanden rund und ſtraff vom Rock gehalten. Er ſah in die Dämmerung weg, die den Wald ſchon einſog und rotbraun wurde, dann fiel ſein Blick zurück. Wieder wandte er den Kopf. Aber in der Sanftheit eines ungewohnten Jahres war ſein Blut angeſchwollen und warf ſich bäumend auf.

Doch er zwang ſich und bebend ſprach er ſich vor: „Der Tod der Herzogin ... der Tod der Herzogin ...“ Allein die Worte waren ohne Klang. Sein Schmerz war vor ihm ſelbſt zugezogen und

ſprang durch Reizung ſelbſt nicht auf. Er preßte noch einmal ſein ganzes Bewußtſein wie einen Stempel auf, daran zu denken, daß ſie in der Kirche liege, die Prozeſſion, der Weihrauch, der ſchreiende Tod.

Aber es war nicht ſtark genug.

Seine Hände ergriffen das Mädchen, und ſein Blut ſprang an das ihre wie an das keiner Frau.

In der Nacht kehrte er zurück, die Sterne anflehend, ihn zu erſchlagen. Er ging in den Zwinger und löſte die Hunde, die auf Wölfe geſchult waren. Sie riſſen die blutigen Lefzen auf. Aber keiner ſprang zu, ſo ſehr er die Gurgel wies.

Da ſchien es ihm, ſein Herz ſelbſt müſſe ſpringen und aufplatzen vor Traurigkeit und Verzweiflung. Er nahm ein härenes Hemd, band einen Strick um das Genick und legte ſich auf den mit Aſche beſtreuten Boden und wartete ſo auf den Tod.

Um die dritte Nachtſtunde, da er noch lebte, erhob er ſich, mehr verzweifelt, und ſchlich an die Kirche. Dort horchte er. Dann ließ er die Befangenheit und ſtieß, ſich aufrichtend, die dumpfe

Tür mit dem Fuß auf und trat ein. Der offene Sarg ſtand zwiſchen wächſernen Kerzen. Ein fremder Mönch hielt die Vigilie. Er ſah auf und wies ihn mit der Hand ſtreng hinaus.

Villon hielt ihm das Meſſer vor den Bauch.

Da zerfloß das hagere Geſicht des Mönchs in Mitleid: „Du mußt elend ſein," ſagte er.

Aber Villon, außer ſich, achtete nicht auf ihn, ſondern warf ſich aufheulend wie ein Hund quer über das Fußende des Sarges und blieb ſo.

Jede Viertelſtunde ſang der Mönch einen Pſalm und ſcheuchte ihn nicht. Plötzlich ſah Villon auf und, vom Anblick der Toten geſchüttelt, ſchrie er: „Schreier, mach das Maul zu! Schweig. Gib mir eine Antwort: kann es ſein, dieſe Frau zu lieben und am Abend ihres Todes eine Dirne zu umarmen? Kann es ſein?" Er drohte mit der Stimme und ſtieß mit den Fußſpitzen haltlos auf den Boden.

„Du haſt die Inbrunſt," ſagte der Mönch.

„Sie hilft nicht durch," ſchrie Villon im letzten Zorn ſich entgegenſtemmend: „Ich habe die tripolitaniſche Heilige verehrt und nannte ſie mit glei-

chem ſtinkendem Atem Hure. Die Güte der Herzogin ſchien mich an, aber ich ſtahl und tötete."

„Ereifere dich nicht. Ich kenne dein Leben," ſagte der Mönch.

Er war die Pfeiler hinabgeſchritten, Lichter löſchend, und wie er ſich unten umwandte, ſchien ſeine Geſtalt mit dem Plafond verſchwommen, ſeine Kutte ſchwebte in einer dunkelen Glocke um ihn und verwuchs den ſteinernen Rippen der Kirche, und vor den Augenhöhlen ſeines rieſigen Kopfes wogten die Schatten des Weihrauchs. Wie er jedoch, im Chor ſtehend, nun die Stimme erhob, war ſeine Geſtalt wieder klein und gewöhnlich, doch die Rede, die er begann, wurde vor ſeinem Munde ſo furchtbar, daß in der ertoſenden Kirche ſich die Echos blendend zerſchlugen.

Es hieß aber, was er ſagte: „Faſt haſt du Gott erreicht."

Aber Villon antwortete darauf ganz ruhig: „Du haſt recht, aber ich will nicht mehr. Ich erreiche ſie nicht, die kleine Spanne, die fehlt. Gott erkämpfen, gelingt mir nicht. Du weißt es, wenn

du mich kennſt. Gott ſoll zu mir kommen, denn er kann über mein Blut, aber ich kann es nicht. Gott ſoll ſich entwickeln in mir, bis er reif iſt. Ich will ihn nicht ſtören und verhindern, nicht in der Andacht, nicht im Gemeinen. Die Dinge ſollen laufen. Ich ſchalte mich aus meinem Blut.

Gott ſoll mich ſuchen. Ich ſuche ihn nicht mehr. Ich warte."

Und auch der große Ruf des Engels im Traum, der ihn, dem Lichten zu, ſich gleiten zu laſſen befahl, ſchien ihm, über das Blut und ſeine Geſetze hinaus, in dieſem Sinne beſchloſſen zu ſein.

Aufſtehend legte er die Arme der Herzogin im Kreuz über die Bruſt. Dann nahm er Öl und Chrisma und ſalbte ſeinen Scheitel wie einem Neugeborenen.

Langſam ging er aus der Kirche, nach Ruhe gierig, und ſonſt nichts.

Dieſen Ort verließ er. Hier lebte es ſich nicht länger.

Er ging durch den frühen Morgen, der noch dunkelte, hinab zum Fluß.

Einmal noch wandte er ſich, und wie er den Arm ſteil gehoben gegen Paris, ſo hob er ihn rückwärts gegen ſein ganzes Leben, weniger in Drohung und Trotz, aber voll Ablehnung. Es hatte ihn zu keinem großen Abſchluß geführt, darum galt es ihm nicht, ſo voll und reich es auch war.

Allein ſchon wurde ihm dies unweſentlich, da er nach Kampf nicht lüſtern mehr war.

Er ſchob den Blick nach vorn.

Sich auf das harte Holz der Kahnbank preſſend, ſtieß er die Ruder in das Waſſer und fuhr — — — damit das Leben ſich weiterhin über ihn ſtürze, ſolange der Reſt Tage ihm noch blieb . . .; daß ein Bauer ihn, buhlend, hinter einem Zaun mit der Gabel erſteche, oder Gott ihn im feurigen Wagen wie Elias in den brennenden Himmel reiße. Denn dies alles, was ſich noch vor den endlichen Abſchluß ſchob, war ihm gleich und ihm lag nichts am Ziel. Es war kein Wollen in ihm. Nur Sehnſucht nach Klarheit und kleine Neugier auf das Ende.

Der Bezwinger

Im Jahre des Tigers geſchah Timurs Geburt, im Monat Schual, geronnenes Blut feſt in der Fauſt. Vierzehnjährig ließen ſie ihn aus der Jurte auf ſeine erſte Jagd. Er tötete dreißig Hirſche in hüfthohem Schnee. Sein Oheim Hadſchi berlas ſalbte ihm den Daumen und ſchenkte ihm ein Weib. Im Garten am Fluß ſpielte er mit ihm den Abend. In der Nacht tötete er ſie und fraß ſie an, ſchwamm durch den Fluß, machte einen Stamm Pferde los und ritt einen Wirbel durch die Landſchaft Keſch.

Hadſchi berlas wies ihm ein Frauenhaus zu. Allein von dieſem Tage ab verließ er ſein Zelt nicht mehr. Breit wie eine Kröte hockte er zuſammengezogen und ſah ſchräg nach den Falten des Tuchs. Nie beſah er das Haus, aus deſſen Innern ſie ihm Harfen entgegenſchlugen. Sein Auge wuchs ſich zu mit einem Nebel, daß die Pupille verſchwand. Hadſchi berlas ſetzte Spione um ſein Zelt, die ihn lockten. Sie ſprachen von der Güte dieſes Oheims. Sie lobten ſeine Stärke, ſeine Schenkel und grinſten über die Kraft ſeiner Lenden. Stets beobachteten ſie ſeine Miene. In

Monaten vermochten ſie keine Anderung des Geſichts zu melden, das größer nur und undurchſichtiger ſich zuſammenſchloß.

Beim Feſt des Tages Gleiche mit der Nacht äffte der Narr im Hauſe Hadſchi berlas einen Emir, der Rückſicht vergaß und, die Hand im Gürtel, aufſprang. Der fliehende Narr warf, über den Tiſch ſpringend, die Lichter um. Der Dolch des Emirs ritzte einem Wächter die Hand. Ein Ruſtemdare ſchrie, Hadſchi berlas blute, in tobender Verwirrung knallten die Türen zu, die Poſten deckten außen die Türen, den Mörder abzufaſſen. Als der Narr, blind die Augen vor Angſt, durch einen Teppichſchlitz hinausſprang, hieb ihm der Wächter den Dolch in die Seite, und er verſchied. In der Dunkelheit ſchrie ein Emir, erkennend, daß Hadſchi berlas nicht der zuerſt Blutende ſei, und ihn nicht findend, er ſei der Tote.

Das Geſchrei lief bis an Timurs Zelt, doch gab es ſeinem Geſicht keine Veränderung.

Später ſagten ihm die erbleichten Spione, nicht Hadſchi berlas trage den Dolch in der Seite, denn

ſie fanden ihn, Schweiß auf der Stirn, in eine ſeidene Tapete gewickelt, in der Ecke des Saals.

Als dies Timur hörte, gab es eine Welle Blut in ſeine Schläfe.

Wenige Nächte darauf taſtete er mit zwei Katzenſprüngen über die Lauernden vor ſeinem Zelt, lief zum Palaſt ſeines Oheims und trat mit einer ruhigen Bewegung zu dem Türhüter. Er ſprach mit ihm lange plaudernd und ging ſchlendernd wieder. Kaum aber war er aus der Füllung des Tors getreten, trug ein ſchnellender Satz ihn zurück, an der Wohnung des Pförtners vorbei, die Stufen nach oben. Durch ſtiere Gänge, die er nicht kannte, irrte er, bis er eine Lampe ſah.

Hadſchi berlas lag nackt auf ſeinem Lager, ſchlafend, die Hand auf dem Nacken der Frau, die er für dieſe Nacht gewählt. In der Ecke ſtand eine Lanze. Timur hielt die Spitze in die Lampe, bis ſie kniſterte, dann ſtieß er ſie der Frau durch die Bruſt. Seine rechte Hand ſchlug einen Säbel in den Hals des Oheims, die linke riß den Kopf weg, und, den der Frau dazunehmend, erſtieg er

einen Turm, ließ die eisernen Rasseln sich knirschend drehen und stellte sich auf die Galerie.

Die weiße Nacht ging gegen das Ende. Er schwang die Köpfe im Kreis und rief sich zum Chan aus. Seine Stimme klang zum erstenmal rollend über die Dächer. Aus den Hälsen fiel klatschend Blut auf die Straßen.

Der Astronom Guines trat auf das Minarett der Moschee und rief über die Stadt ihm zu: „Bewahre die große fernhin schmetternde Trompete."

Am Mittag zogen die Emire in die Ebene. Sie warfen die Mützen in die Luft, schwangen die Gürtel über den Rücken. Sie warfen sich auf den Bauch, die Sonne anzubeten, und huldigten durch neunmalige Kniebeugung dem neuen Chan. Ein Prinz reichte ihm kniend den Becher mit Stutenmilch, er gab ihm, den Kopf wenig lüftend, als Gegengabe das Todesurteil.

Dann ließ er, damit sich Hadschi berlas nur mit einer Frau, den Thron mit der Gruft wechselnd, nicht allzu langweile, sechzehn seiner Beischläferinnen schlachten und befahl den Zug nach Samar-

land. Den Emir dieſer Landſchaft zerhieben ſie, und da ſie ihm gefiel, baute er ſich ein Haus hinein neben die Stadt, umgab es mit zungenloſen Wärtern und pflanzte die Fahne der Macht vor die Tür.

Er ſtieß ſie ſelbſt, neungipflig mit weißen und ſchwarzen Schweifen, in den Boden, wandte ſich langſam um und ging in das Haus.

Zehn Jahre lang ſah ihn kein Tatare wieder.

Von dieſem Orte ging nun Gewalt aus, die ſie alle traf. Jeden Tag erhoben ſich aus der Ferne Reiter, rannten bis an den Gürtel der Wachen, ſaßen ab, erhielten Befehle und kreuzten, abreitend, Kommende, die Nachrichten brachten. Ein Graben, tief einen halben Fuß, umlief das Haus, ſonſt nichts.

In Jahren beugte er alle, niemand wagte ihn zu überſchreiten.

Einmal, während die Maſſen im Kriegszug lagen, ſchlichen, unabgewehrt, zwei Horden in das Haus. Sie fanden es ohne Gerät, ohne Lager, wie ſeit Jahren unbewohnt. Echos ſchallten ihnen

entgegen, ihre flüsternden Stimmen brachen sich dreifach an den tauben Wänden. Ihre schrägen Blicke flimmerten. Da brach die Furcht irr in ihre Augäpfel. Sie sprangen auf die Rücken der Pferde, verwirrt in ihrem Hirn, und hingen ihre Leiber in einem nahen Wald an die Äste.

Einmal brach ein tatarisches Heer aus den Steppen. Reiter im Halbmond den Kopf geschoren, mit großen Schenkeln, die Achseln spitz gereckt, ritten um Samarkand, fielen in die Ebene und wälzten sich durch die Städte. Sie schwammen durch die Ströme und standen nach zwei Jahren auf den Graten des Gebirges. Abgleitend verloren sie viele Pferde, doch im Anblick persischer Ebenen schloß eine Felsmauer das Tal ihnen zu. In Vorhuten, tagelang, schwärmten sie aus, sie fanden keinen Ausgang. Die Bergseite dampfte von den Lagerfeuern. Da stob den Wartenden ein Bote an, setzte den Feldherrn ab und gab die Zügel des Befehls einem kleinen Gruppenführer, den keiner achtete. Er hinkte und bewegte die linke Hand nicht. Er ließ mit sieb-

zig aufgeſtellten Blaſebälgen den Felſen wochenlang erhitzen. Dann warf er einen abgeleiteten Fluß dagegen, daß der Baſalt zerknallte. Das Heer trabte in die Ebene. Sie ſchlugen die Perſer in zwei Treffen und, abtretend, gab der Feldherr ſein Amt ab, zurückberufen, an Yakou, dem die Augen bis an die Mitte der Schläfen ſaßen, und der Schiraz in einer Nacht in den Himmel feuerte.

Ein anderes tatariſches Heer, ſtummem Winke folgend, ſtieg aus den Steppen, zog um Samarkand, überritt die Wüſte und das ſtachlige Tiefland. Die Reiter trabten wochenlang, Weiber auf den Sätteln, Kamele hinter ſich mit Kindern und Proviant. Eine Wolke von Schweiß brach vor ihnen her, und die Geten zündeten ihre Dörfer an und verließen ſie und ſchrien nachts aus den Wüſten. Die runden Säbel glühten in der Sonne. In einem Halbkreis rannte das Heer über die Steppe. Sie banden die feindlichen Männer mit den Köpfen in die Kniehöhle und warfen ſie in die Sonne.

Sie hatten ihre Weiber auf den Sätteln und

verließen die Pferde nicht. Sie machten große Feuer und trabten darüber in den Horizont. Reitende Boten täglich zogen eine Schnur zwischen ihnen und dem Haus in Samarkand.

Aus den Schneesteppen brachen tatarische Heere. Die Pferde stampften in die Furten vor Kurdistan. Sie brieten einen Emir überm Lagerfeuer und ließen seine Söhne daran speisen. Zwei Tage nach einer Schlappe des Führers wechselte der Oberbefehl. Zurückkehrend nach Samarkand verschwand dieser. Axalla führte die Geschwader. Sie warfen sich über die Landschaft und trieben Pferde zusammen und das Vieh. Ein mongolischer Fürst wehrte Axalla mit Gebeten. Stolz trat er redend vor ihn und erfragte den Sinn der Überfälle. Axalla sagte: „Gibt es anderes für mich als zu folgen? Dein Aussehen ist besser als deine Frage," und ließ ihn hinausführen.

Als Axalla nach Georgien aufbrach, betrat ein Unterführer sein Zelt.

Axalla speiste auf dem Boden kniend und sah unwillig schief nach der Tür.

Der Unterbefehlshaber hob raſch das geſenkte Geſicht und warf den Mund brauſend auf: „Teile das Heer.“

Azalla ſtand auf, lehnte ſich gegen den Pfoſten, Spott um den Mund:

„Wer biſt du?“

„Genug, dich zurechtzuweiſen.“

Da ſtand Azalla, gegen dieſen Stolz gerichtet, zurückgeworfen den Kopf, vor dem Unterführer, aber da war dieſer aus den Schultern herausſteigend mehr als zwei Köpfe größer als er.

Er öffnete wieder den Mund: „Teile das Heer zwiſchen Georgien und Kars.“

Da ſchlug Azalla ſchäumend auf die Trommel, Wachen führten den Mann, gebunden die Armgelenke, hinaus. Azalla kniete nieder und aß weiter.

Am Abend öffnete ſich das Zelttuch unter einer drängenden Schulter. Der Unterführer ſtand in der Mitte des Zeltes bewaffnet und frei.

Azalla fuhr an den Dolch.

Aber der Eingetretene ſagte: „Bekümmere dich nicht. Ich könnte dich zwingen, denn deine Macht

geht nicht über mich," und er wies, die Zähne fauchend, die gelösten Arme. „Aber ich will deine Klugheit sehen. Darum rate ich nur. Teile die Geschwader."

„Wer bist du?", rief Azalla wieder, aber unter dem Ruf schlug das Zelttuch schon zusammen.

Am Morgen schied Azalla das Heer.

Die Geschwader gegen Kars trafen den Mittag einer Gruppe in den Rücken, die die Truppen Azallas in einen Schraubengang locken sollten. Sie hieben sie zusammen.

Azalla sah den Unterführer nie wieder. Die zwei Säulen der Geschwader lockerten sich. Georgien wurde überrannt. In einem Halbkreis stießen die Tataren schweigend aus den Steppen. Ihre runden Schwerter blitzten in der Sonne. In Kars rissen sie die Rosenstöcke aus und setzten die Männer auf die Stäbe. Über Georgien wälzten sie eine Flamme, die die Städte erstickte und die Reisfelder fraß. Die Erde zitterte unter dem Schlag immer trabender Hufe.

Sie ritten, eine lange glänzende Masse, durch

die Engpäſſe am Rand des Gebirgs. Dann ſtoben ſie in die Steppen und ſchwirrten auseinander. Sie ſägten einen Sherif in der Mitte durch. Ein Mann brach das Tor einer Burg nachts auf mit den Zähnen. Sie ſchlachteten eine Nacht. Sie hatten die Weiber auf den Sätteln und verließen die Pferde nicht.

Ein einziger Wink holte ſie alle zurück.

Im zehnten Jahre rollten alle tatariſchen Heere im Halbkreis aus den vier Winden gegen Samarkand zurück. Die Stadt ſchaukelte, wie ſie nacheinander antrabten. Ein Schneeſturm überfiel das Heer Azallas zwei Tage vor der Stadt, ſie kamen in einem langen Brauſen, der Schnee vor ihnen ſchmolz auf Stunden.

Sie lagerten in einem Bogen in der Ebene.

In der Mitte bauten ſie einen Thron auf. Dann warteten ſie, die Augen tauſendfach gegen das Haus ſchleudernd.

Aus einem kleinen Vortrupp der Aufgeſtellten löſte ſich da ein einfacher Tatar, ritt an den Thron und ſtieg feſt hinauf.

Er hinkte und konnte die linke Hand nicht gebrauchen, zwei Köpfe höher als alle.

Da erkannten ihn alle plötzlich. Sie schrien: „Timur Chan" und warfen sich auf den Bauch brüllend vor Wonne. Er stand auf und stieß den Finger nach diesem und jenem: „Dich kenne ich ... dich kenne ich."

Azalla verkroch sich unter den Bauch eines gefallenen Pferdes vor Scham, aber er ließ ihn herausziehen und ihm zwei Ringe schenken.

So ward er sichtbar, unbewegten Gesichts.

Er trug den Kopf barhaupt, lange Haare.

Nach der Jagd, in dem Haus gelagert, sagte Yakou einmal an den Fingern die Gebiete her, die sie in den Jahren unterwarfen, es machte ihm Mühe, die Hände reichten nicht aus.

Timur sagte: „Was ist es ..." und zog mit Stutenmilch einen kleinen Kreis auf den Tisch.

Dann nahm er Yakou mit in das Nebengemach. Sie blieben den Abend bis zur Nacht. Später rief Yakou heraus, daß sie Guines hereinführten; er erschien, aus dem Schlaf gerissen, mit verkleb-

ten Augen und halb angekleidet und warf ſich auf die Knie, aber Timur winkte nur nach oben und grüßte ihn. Guines ſchrieb die ganze Nacht. Yakou bewunderte es kauernd daneben und fraß die Nägel ſeiner Hand.

Timur änderte das Heer, vertauſchte, warf weg und ernannte. In der Nacht noch ſchlugen ſie Pflöcke ein. Tauſend Unterführer wurden in die Sonne hinein gepflockt. Der Fürſt von Tanais erhielt eigene Korps, einfache Tataren rückten an den erſten Platz. Die Reiter erhielten Kumis und waren berauſcht am Abend vom Anfang der Stadtgärten bis wo das Auge das Ende der Ebene faßte.

Feuer umbrannten den ganzen Nachthimmel.

Timur hielt Abrechnung über zehn Jahre. Schuldige wie von Blitzen gefaßt entleibten ſich ſelbſt. Ihm war nichts unbekannt, der ihre Lager geteilt hatte. Kam er nahe an unbeſichtigte Geſchwader, wälzten ſich einzelne heraus, auf dem Bauch Verzeihung erbittend, den Mund voll Anklagen. Er hatte nur einen Wink.

Monate hindurch ordneten die Führer. Timur ſchickte einen Vortrupp gegen die Grenzen. Er blieb einen Monat länger als ein halbes Jahr, das er ihm geſetzt. Der Führer ſagte: „Wir konnten nicht raſcher als der Wind.“ Timur griff in den Bauch ihrer Pferde, fühlte Fett zwiſchen zwei Fingern und ließ ſie enthaupten.

Dann zog er gegen Moscow.

Tatarenheere tauchten wieder in die Steppen, der Chan unter ihnen, ſie wußten es und ſagten es den Pferden in die Ohren. Das Heer der Moscower war dreimal größer wie das der Tataren, ſie ſchrien ſchon aus der Entfernung. Der Fürſt von Tanais zog einen Bogen nach rückwärts ab, als es noch dunkelte. Am Morgen ſtand die Sonne an einem geſchweiften Hügel, an den die Feinde ſich lehnten.

Brüllend rückten ſie vor. Yakou warf ihnen zwei Flügel entgegen und trennte ein Teil. Dazwiſchen brauſte Timur, eine ſilberhelle Wolke lag zwiſchen den Maſſen, ſie erkannten ihre Flügel nicht mehr. Ungariſche Reiter der Moscower

durchbrachen die Mitte und gingen in eine Falle Axallas.

Da brach ein weißer Glanz auf dem Hügel auf. Der Fürſt von Tanais bohrte in die Seite ſich mit zwanzigtauſend Roſſen. Die Moscower blieſen ſtählerne Drommeten. Die Flitſchpfeile der Tataren ſauſten in die Leiber ihrer Pferde wie in Faſchinenkörbe. Klatſchend ſpickten ſie die hellen Bäuche.

Die weiße Flut vom Hügel ſchoß tiefer in die Maſſe. Durch die Wolke brach Timur zurück, die nackten Säbel zerhieben die Flanke der Brüllenden. Die Ebene dampfte in dickem Rot. Tataren nahmen die Säbel in die linke Hand und ſchlugen. Ein junger Sohn Yakous rief vorbeifliegend, tagelang müßten ſie Scharten aus den Säbeln ſchleifen. Timur ſah zu.

Axalla wälzte einen Haufen Gefangener heran.
Er zog einen Bogen mit der Hand: „Sklaven".
Timur ſchüttelte den Kopf:
„Du haſt zuviel jüdiſches Blut, Axalla."
Axalla warf ſich nieder, eine Falte des Zorns

in der Stirn. Timur gab das Zeichen, ſie zu ſchlachten, zwanzigtauſend. Er nahm Azallas Bogen und ſchoß nach einem Moscowerfürſten. Der Pfeil flog in ſeine Hüfte, ſein Pferd machte einen Satz, er ſprang fallend vor und zuſammenbrechend, eine Hand auf dem Boden, die andere drohend mit dem Kopf gehoben, kriſch er:

„Blutiger Hund“ ...

Timur bewegte ſich nicht, zielte in ſeinen Hals und warf ihn mit dem Schuß um ſich ſelbſt.

Dann zog er die linke Braue ein wenig hoch wie im Lächeln.

Sie ſchlachteten ſtundenlang des Abends.

In der Frühe ging Yakous Sohn leuchtend aus Timurs Zelt, ſprang auf ſein Roß und jagte los. Hinter ihm, daß ſie die Spitze ſeiner Mütze über den Staub noch ſahen, ritten zweihundert Tataren. Sie ritten über den flachen Hügel, der ſich aus dem Kampfplatz in den Horizont ſtieß, und über ihn hinaus in Tag und Nacht. Fünf Monate trabend kamen ſie an die Vorhuten

Chinas. Beobachtet ſtündlich erreichten ſie wenige Wochen darauf Juen-min-Juen.

Sie nächteten drei Tage, bis ein geſchminkter ſchwarzer Eunuch ſie in den Palaſt führte, ein Zelt mit unendlichen Gemächern, größer als Samarkand.

Yakous Sohn, Zeinabdeddin, trat, geleitet von zwanzig Führern, in einen Saal. Durch ein Spalier fettſchenkliger Eunuchen glitten ſie in den Garten. Der Hof ſtand um einen Pavillon aus Gold. Gedämpfte Muſik, feierlich, und entfernte Glocken ſchwollen an. Diener ſprangen erregt umher. Der König ſtand hinter einem Schirm.

Plötzlich ſtoben alle Muſikanten in die höchſte Harmonie ihrer Inſtrumente, der Hof lag gefällt auf dem Bauch, über erſtarrte Leiber ſtieg Yakous Sohn, ſtieg, beugte ein Knie am Thron und empfing das Friedenszeichen, ein Ju-ſchi in weißlichem Serpentinſtein mit geritzten Emblemen.

Da ſchlug ſich Yakous Sohn auf die Schenkel und drehte ſich um ſich ſelbſt vor Lachen. Die Taſſen mit Milch und Eiswaſſer klirrten in den

Händen der Chineſen. Ihre Augen klotzten dick und rund.

„Timur Chan fordert von dir die Provinzen Pazanfu und Paquinfu. Aber außerdem Päſſe am Fluß Tachij.“ Zeinabdeddin grinſte und wiegte, auf einem Fuß hüpfend, das Ju-ſchi auf der Hand.

Der König verlor keinen Strahl Würde aus ſeinem Geſicht. Er ließ die vor Schreck eingehakte Muſik aufklingen und ließ dem Sohn Yakous, indem ein Diener ihm Tee einſchenkte, ſagen, nur Güte ſei es geweſen, daß er ſeither das kleine Reisgericht des tatariſchen Reiches nicht zu ſeiner Tafel gezogen.

Zeinabdeddin begann zu ſchreien und ungeberdig wie ein Ochs die eroberten Gebiete auszurufen, aber der Schirm ſchob ſich zwiſchen ihn und den König.

Sie trabten zurück, verließen verbundenen Auges die Grenze. Ein Jahr und drei Monate nach dem Ausritt erreichten ſie Timur. Die Rippen blähten ſich aus den Pferdeweichen.

„Sind es die gleichen Pferde?“ fragte Timur.

„Die gleichen," ſagte Zeinabdeddin.

Timur ließ ſich eine Fontäne bauen von gefangenen perſiſchen Künſtlern. Die Abende wanderte er in großen Kreiſen um den Auf- und Niederfall des Waſſers. Er ging darauf zu, ſtreckte die Hand aus und zog den Kopf raſch zurück zwiſchen die Schultern.

Im Frühjahr ſchwanden dann alle Zelte. Der Horizont beſternte ſich mit fliegenden Punkten. Sie ſchwollen zu Lawinen, ſtürzten zuſammen, ſie trabten, die Ebene hallte unter ihnen. Sie ſtiegen hoch und ſammelten ſich aus Weſten in der Wüſte Ergimul. Im Oſten wirbelte das zweite Geſchwader, breite Schenkel bogen ſich um klopfende Bäuche. Pferdehälſe ſtrotzten von jagendem Blut. Sie hatten den Wind im Rücken und ſchwiegen. Sie ſtauten ſich in den Hordas von Baſchir.

Zwei ungeheure Halbkreiſe brauſten, Pferde mit kleinen Tataren, bartlos, Bogen über den Rücken, über das aſiatiſche Tiefland nach China. Ihre runden Schwerter blitzten in der Sonne. Sie wälzten die Steppen blank. Die Weiber

auf den Sätteln, ſchienen ſie, zweiköpfig in der Dämmerung reitend, gegliedert bis ins Unſichtbare. Ihre Gäule wuchſen mit wiehernden Hälſen in den Himmel hinein.

Über gelben glühenden Sand trabten ſie und warfen ſich gegen die chineſiſche Mauer, die nackt und weiß vor dem Horizont hinſtrich. Vierzigtauſend ſchlugen einen Haken, nahmen verborgene Päſſe und ſtürmten in chineſiſche Rücken. Vor den Angreifern glühte die Mauer vor Sonne, die Hufe der kleinbeinigen Pferde ſchmolzen. Die Mauer fiel geſpickt von Pfeilen. Ein Mandarin, auf die Mauerreſte tretend, flog, zerfetzt von Flitſchpfeilen, ſo zerriſſen in die Luft, daß kein Reſt des Körpers übrigblieb. Über die Mauer rennend, durchſchwammen ſie einen Strom und rieben die anziehenden Heere auf in einem heißen Tag.

Die Nacht ritt Timur von ſeinem Zelt los. Ein Reiter Axallas fragte, ob er den gefangenen König haben wolle, „es hat Zeit," ſagte Timur und ritt. Es war eine Nacht voll Hitze, und die

Körper faulten ſchon auf der Sandſteppe. Der Mond fehlte.

Über den weithin getürmten Leichen in farbenen Seiden wogte eine Helligkeit wie Gas, ein grünliches Weben, das ſich zäh an den Boden klammerte, als ob es nicht ſich heben könne. „Ihre unreinen Seelen ſtinken in den Himmel," ſagte Zeinabdeddin, aber Timur entgegnete nicht.

Sein Auge trat groß und opalig, ſtumpf wie eines Schauſpielers, aus der Wölbung, und es ſchien, als tanze ihm gehorchend die Landſchaft auf dieſem halben Bogen und der mit Geſtirn dünn übergoſſene Horizont.

Die Klammer der linken Hand, mit der er die Bogenſehnen ſpannte, hing verdorrt um einen Zügel gehakt.

Sie ritten über einen Bach, da bildeten ſich Umriſſe aus dem Dunkel heraus, ein Flimmern traf ihr Auge von eingelegten Muſcheln und Metallen. Wagen ſtieß an Wagen, die ganze Nacht ſtand voll zuſammengefahrener Wagen. Tatariſche Wachen, die die Karrenburg umkreiſten,

brachen jeden Augenblick vorüber. Sie ritten näher an den Platz und trabten hinein.

Drinnen hingen Papierlaternen an vielen Schnüren, in bronzenen Krügen ſtanden Flammen, die ſteil brannten und Duft ausſtreuten.

In grellen Farben mit Skorpionen gezeichneter Seide ſtanden, in fünf Kreiſe geteilt, auf dem Raſen die fünf Frauenlager des Königs, in der Mitte jedes Trupps eine Königin. An einen Aſt gelehnt ſtand Azalla träumeriſch mit halb geſchloſſenen Augen und wachte, daß kein Mann Timurs beſte Beute packte.

Timur ließ ſich die Lieblingsfrau zeigen.

Er ſchleifte ein Bein nach, die Hüften wiegend in torklem Reitergang, ſchritt er dicht vor ſie, „du heißt?“ fauchte er.

„Miſer Ulek,“ ſagte ſie und fiel nicht nieder.

Er ließ ſeinen Kopf bis auf die Berührung der Haut vor den ihrigen ſchweben. Sein Geruch ſtrömte über ſie. Ihre Augenlider bebten ein wenig, aber die grauen Augen hielten ſich ſteif und furchtlos in den ſeinen.

„Du haſt den König getrieben zu dem Zug gegen mich.“

Sie fletſchte die Zähne.

Laut ſtieß ihr Timur ins Geſicht „warum...“, aber, nicht zitternd vor dem Rollen, gab ſie zurück: „Er ſollte herrſchen über dich“.

Sie hielt mit taumelndem Hirn in ſeinem Geſtank. Auf ihren roten Lippen tanzten kleine weiße Blaſen, ſie legte den Kopf ſchräg.

Er ſah auf ſie. Ihre Augen ſtachen hell vor Haß.

Er ließ ihren Blick ſteigen. Eine Weile wartete er. Dann ſagte er: „Dein Lager kann in mein Frauenhaus geführt werden. Ich nehme dich als fünfte große Frau. Du ſollſt ſpäter die Reſidenz dieſer neuen Provinz haben.“

Er winkte nach der Seite, wo eine Kolonne ſich ſchon formte. Sie ſtand ruhig, während ihr Blick in dunklem Schatten einfror. Dann warf ſie die Hände hoch, ſtieß die Arme in den Himmel und ſank mit einem Schrei, das Haupt zurück, auf ſeine Füße und biß ſie vor Luſt.

Weggehend ritt ſie mit ſchmalen weichen Hüf-

ten davon, ſie war eine Kurdiſtane von kleinem Fuß.

Timurs Auge wölbte ſich in die Braue zurück. Sie ritten über das Schlachtfeld, Tataren huſchten durch die gaſige Luft, nahmen das Gold und riſſen die Ringe aus den Ohren.

Gegen Morgen kamen ſie an das Zelt.

Timur ſchlief jedoch nicht.

Nach einer Stunde öffneten Hände außen den inneren Vorhang, der chineſiſche König trat langſam zwei Schritte in den Raum. Timur ſtand, aufgeſtanden, ihm gegenüber. Sie ſchwiegen eine Zeit. Dann ſenkte der Gefangene das Geſicht, ſchaute zu Boden und erhob es wieder.

Timurs Geſicht ballte ſich nach innen zuſammen, als der andere begann:

„Im Umſchwung der ſieben Planeten habe ich ſiebenmal den Zyklus von zwölf Jahren durchlaufen . . .“

Timur deutete auf den Pfühl.

Der König ſchüttelte den Kopf:

„. . . ich war der glücklichſte König. Ich hatte

jeden Erfolg. Ich hatte Ruhe. Du scheinst glücklicher als ich."

Einen Augenblick zuckte Timurs graues Gesicht. Zwischen dem Zuschlag der Lider verschwand der schmale Schlitz des betroffenen Auges. Dann quollen die Äpfel breit aus den Höhlen und stierten in Nichtbegrenztes:

„Ich habe keine Ruhe. Du irrst. Es hängen so viele Dinge an mir, die ich zusammenraffte, daß sie schon in meinem Schlaf sich lösen. Sie fallen auseinander, wenn ich nur erkranke. Nur ich bin das Gegengewicht. Es ist mehr Qual als du ahnst, kleiner König."

Timur beugte sich ein wenig nieder und sah auf den Mann, der ihm gegenüberstand. Er hatte eine Habichtsnase und einen dunklen Blick, verwöhnt von Frauen und trotzig auf seine Jahre.

Der König trat mit dem Fuß zurück, hob den Kopf und sagte wie in die Stille redend:

„Ich ließ in zweihundert Städten Priester um die Feuer der Sonne gehen und kupferne Pauken schlagen, daß ich siege. Ich tat es nicht."

Er trat nun, das Geſicht umändernd, wieder vor und ſah lächelnd zu Timur: „Was beweiſt es?“

Und: „Was beweiſt es . . .?“ warf dieſer ihm in den Mund zurück.

„Nichts für dich,“ ſagte der König, auf jedem Wort ruhend, „aber zwei Dinge: Daß dein Sieg ein Irrtum iſt und falſch — oder daß die Beſtimmung des Gottes in mir iſt, daß ich mich neige zur Prüfung.“

Da hub Timur den Arm zum erſtenmal und brüllte: „Nein. Schwächling.“ Seine Stimme rollte durch das Zelt, daß die Vorhänge flogen.

Der König aber hob ſtumm fragend ſein ruhiges Geſicht.

Dann ſagte er: „Du leideſt unter deinem Tun. Warum?“

Timur antwortete kalt, die größte Dienſtbarkeit, die ſo hohe Häupter wie er mit Gott hätten, ſei, daß kein Ende ihrer Ehre ſei. Was er tue und handle, borge er von Gott. Gott ſei in ſeinem Anfang und Ende, denn es ſei ſeine Beſtimmung, in ſo großen Kriegen zu ſein.

„Woher weißt du das?"

Da aber lachte Timur rauh wie ein Wolf, und das Blut ſtürzte in ſein Geſicht, daß es ſtrahlte durch die Dämmerung des Zeltes:

„Wo iſt der, der den Gegenbeweis aushielte."

Nun ſenkte der König den Kopf. Er ſtand zitternd. Bleich.

Dann fragte er: „Wer biſt du, der du ſo hoch dich türmſt?"

„Mehr als du, der du ſo vieles für mich angehäuft haſt."

Auch ſein Körper leuchtete nun. Er trug den einfachen Reiteranzug ſeiner Krieger, aber ein Glänzen brach von den Rändern aus, breit und ſcharf.

Ein Beben überlief den König kurz.

Dann neigte er das Knie. Und indem ein langſames Beſinnen in Pauſen auf die Oberfläche ſeiner Augen zurückkam, bat er, daß er in ſeinem Muſchelwagen die weite Reiſe fahren dürfe, denn die Laſt der durchlebten Jahre drücke auf ſeine Bruſt.

Timur nickte kurz.

Es war der mächtigſte König an Gewalt hier vor ihm, fleiſchigen Körpers noch in dieſem Alter, der die Jugendſtärke des berühmten Bogenſpanners zeigte, er lächelte und hob ihn auf.

Da trat der König an ihn heran, ſtieg auf die Spitzen der Schuhe und küßte ihn auf den Mund.

Umwendend ſtand ſein Rücken der Tür zugewendet. Seine linke Hand faßte die Portiere, ſie zu öffnen.

„Vergiß nicht, was es heißt, daß ich mehr zu dir ſprach als je einem Menſchen," ſagte Timur verhalten.

Über die Schulter lächelnd antwortete der König: „Fürchte nicht, daß der Gott, der in mir ſo lange lebte, ſeine Beſtimmung im Stich läßt."

Da hob ſich der Vorhang, und die im Morgen aufgekommene Sichel des halben Mondes hing vor ihnen.

Während er unter ihr dem Wagen zuſchritt, kam ein Zug Frauen aus Oſten an. Timur ſah nicht nach ihnen, wandte den Kopf nach der Seite, und wie ſeine Blicke zwei Tataren trafen, ſprangen

ſie hinter den ſchreitenden König und zerhieben ihn.

Der Zug der Frauen aber ſtieß an die Ecke des Zeltes, ein Kamel kniete nieder. Reiter ſprengten danach durch die Fülle der Frauen hindurch. Aus den zweihundert aber lief eine heraus. Sie ſtellte die Arme zur Seite, bog die Hände aufrecht, trat weiter heraus, die Augen geſchloſſen, und hatte die trübe Sonne über dem Geſicht. So ſchritt ſie führerlos über den Leichnam, ohne zu fallen. Ihr Fuß netzte kein Blut. Sie ging bis zu Timur, hielt eine Weile, öffnete den Mund mit einem leiſen Ton und rief dann:

„Ich hindere dich weiterzugehen. Es iſt genug.“ So blieb ſie ſtehen, zunen Geſichts. Sie war eine Chineſin. Timur befahl, ſie nicht niederzuſchlagen.

Von dem Kamel glitt Miſer Ulek. Sie deutete auf den Zerhackten: „Die Krone des Glücks fiel von ſeinem Haupt.“ Sie legte die Hände rund aneinander und preßte ihre linke Bruſt. Den Kopf frei zurückwerfend ſah ſie auf die Chineſin, deren gebrochener Blick ſie nicht empfand.

Timur ſah den Blick, der zerſtörte, auf was er traf.

Er maß die beiden einige Zeit.

Dann ſchob ein Wink ſie weiter, der Zug rollte davon.

Am Abend ließ er ſeine Lieblingstochter, mit der er ſchlief, zu dem Haus ſeiner weiblichen Kinder zurückkehren und überließ ihren Pfühl Miſer Ulek.

Eine grüne Wolke hüllte das Heer ein zehn Tage, bis ſie geteilt hatten. Rudel wilder Tiere durchmaßen die Ebenen von dem Gebirge her und fraßen in Orgien. Pferde ſtarben an der Peſt hin, und Tataren fielen in Haufen vor Hitze und Geruch der Fäulnis. Timur gab ihnen aus der Beute Gäule zum Schlachten, und ſie fraßen rohes Pferdefleiſch ſchmatzend vor Seligkeit, bis ihnen die Mägen platzten und ſie würgend über die Toten fielen. Azalla und Yakou erhielten chineſiſche Prinzeſſinnen. Die Frauenhäuſer wogten überſchwemmt von Stoff, Seiden, Rubin und Zelten mit goldenen Stangen.

Den Tag, ehe ſie ritten, hielten ſie ein Gelage.

Timur gab den Befehl eines Emirſchulbaus in Petſche-li, daß in ihr Hirn anderes als Gaulgeruch ſteige. Guines ſtellte die Konſtellation der Sterne. Einmal erhob ſich der Fürſt von Tanais, deutete auf den Tonkünſtler Sſafijeddin Abdulmumenin und ſagte: „Nimm die Leitung, Sſafijeddin.“ Da erhob ſich Timur und verwies es ihm, auch wenn er den Namen des großen Kalifen trage, zu dem außerordentlichen Mann nur mit dem Vornamen zu reden. Und ſchenkte dem Künſtler einen Ring.

An der Quelle Baldſchuma betrat Timur das Zelt der Chineſin. Ihr klarer Blick fiel auf ihn. Er wies auf eine fränkiſche Dogge und gab ihr ſie zum Geſchenk. Er fragte nach ihrem Stamm. Jedoch ſie vermochte nicht zu antworten.

Sie ſah ihn mit feuchten porzellanenen Augen an. Da verließ er ſie. Sie ritten weiter.

In einer Gewitternacht ließ Miſer Ulek der Chineſin Tee reichen, aber dieſer entfiel die Taſſe. Sie ſah lächelnd zu Miſer Ulek: „Gift.“ Da weinte Miſer Ulek, umarmte ſie und ſtach ihr ein Meſſer in die Seite. Doch es blieb in der Haut.

Timur befahl, die Chineſin aus dem Haus Miſer Uleks zu nehmen und in das ſeiner Töchter zu führen.

Sie ritten durch Monate. Sengende Sonne wirbelte ihnen Staub in die Geſichter, ſie ſtachen durch Schnee, bis ſie das achte Paradies erreichten: Samarkand leuchtete aus den Gärten. In der Ebene von Kjanegül erbaute Timur einen Palaſt in der Mitte des Fundorts der Roſen. Künſtler aus Bagdad übermalten die Wände. Der Hof ſtieg in Marmor und Talkſtein, Schwibbogen leuchteten Sprüche des Korans, die Türen brüllten vor Erz. Glockentürme wuchſen aus den Ecken. Er baute einen Windfang und einen unterirdiſchen Saal.

Er gab ihn der fünften ſeiner großen Frauen Miſer Ulek und den zweihundert Beiſchläferinnen hinter ihr.

In der Nacht ſchreckte ein Traum ihm die Chineſin ab, und er ſchenkte ſie an das Frauenhaus Zeinabdeddins.

Er ſelbſt wohnte in dem dunklen feſten Haus

mit dem fußtiefen Graben. Abends wie ein Panther zog er in großen Kreiſen um den Auf- und Niederfall ſeiner Fontäne. Er ging darauf zu, ſtreckte die Hand aus und zog den Kopf zurück zwiſchen die Schultern . . .

Gekitzelt vom Lachkrampf ſchlug eines Tags ein zirkaſſiſcher Fürſt zwei Leuten Timurs, die raubten, die Köpfe ab. Timur ließ ein Heer aufſtehen.

Vor dem Aufbruch gab er eine Jagd.

Jagdleoparden in Satin und Coliers glitten in die Ebene bis hinter den See. Dort witterten ſie, ſtießen die Naſen zum Boden und ſtoben in den Wald. In der Einbruchecke ſah er ein Weib vorbeiſtreichen. Timur hetzte den Leoparden, doch der legte ſich nieder, daß Timur wütend ihm einen Pfeil ins Kreuz ſchoß, er wendete und ſchnitt ſie ab. Er ſtellte ſie mit dem Pferd, das bäumte. Sie hob ſich gleitend, warf die Arme auf und erſtarrte. Die Pupillen erloſchen. Geſchloſſenen Auges, grau im Geſicht, ſagte ſie: „Betritt den Boden der Ruhe. Es iſt genug.“

Timur ſpannte den Bogen auf ſie.

Sie ſah ihn an: „Ich warne zweimal.“ Er ſchüttelte ſich in kaltem Gelächter.

Es war die Chineſin. Sie ſchwang ſich auf einen Zweig; wie ein Silberaffe ſitzend, ſagte ſie in halbem Ton: „Du fällſt noch heut in Unglück an einer weißen Stute.“ Timur hielt einen Herzſchlag lang ein im Beſinnen. Dann ſagte er:

„Geh zurück in das Haus meiner Töchter.“

Auf der Spur ritt er durch einen Tümpel, von einem Aſt ziſchte ein brauner Klumpen, ein gelber Rachen biß ſich in die Kehle des Gauls, der ſchrie.

Timur konnte den Bogen in der Nähe nicht ſpannen. Da erſchien Yakous Sohn. Timur ſah ihn lange an, während er deutlich zielend die Sehne anzog, der Pfeil riß dem Tiger das Auge heraus, glitt ab und fuhr ſtreifend durch Timurs Schläfe. Brüllend ſprang der Chan ab, daß der Wald erzitterte, griff in den fetten Pelz der Katze über den Hinterbeinen, wirbelte und ſchlug ſie auf die Erde mit einem Aufſchwung, daß ihr zuckend der Kopf ſprang. Dann ſah er ſich nach Zeinabdeddin um. Er ritt ein weißes Pferd, ſprang ab. „Es iſt nicht

deine Schuld," ſagte er zu dem auf dem Boden ſich Windenden: „Du biſt bewährt."

Aber er gab ihm am Abend dennoch in ſeinem Zelt eine Miſſion nach China, die ihn Jahre entfernte.

Dann holte er die Chineſin. Er ließ ihr Stutenmilch reichen und hockte ſich zu ihr, ein Brettſpiel auf den Knien. Als ſie gut anzog, ſagte er von dem geviereckten Holz kurz aufblickend: „Komme wieder." Sie kam mit jungen Hunden, die die Dogge geworfen. Sie klammten auf dem Körper des liegenden Chans und leckten ihm den Bart. Er lachte und, mit ihnen ſpielend, zerdrückte er eines aus Ungeſchick, da hob ſich die alte Dogge gegen ihn. Er achtete ſie nicht, ſondern wandte den Kopf gegen die Chineſin:

„Wie lange haſt du das zweite Geſicht?"

„Immer."

„Du ſagteſt dem chineſiſchen König das nun Eingetretene?"

Sie nickte.

„Miſer Ulek ſprach dagegen?"

„Sprach dagegen.“

Timur ſah leuchtend auf ſie. Sie wirbelte wie ein Staub in ſeinem Blick. Dann röteten ſich ihm die Augäpfel und wölbten ſich. Er ſtand auf, ſeine Stimme dröhnte, daß die Hunde winſelten, doch ſprach er nicht laut: „Warum warnſt du mich?“

„Ich muß.“

Er ſchüttelte den Kopf, aber er ſchlug ſie nicht damit nieder.

Sie erhob ſich. Feſt, leiſe ſagte ſie ſtärker wie ſein Dröhnen: „Ich muß. Es iſt genug. Nimm Ruhe. Ziehe nicht,“ und langſam weinten ihre Augen über die Wangen.

„Nein,“ ſagte Timur und ſandte ſie hinaus. Sofort ließ er Guines holen. Der nahm die Konſtellation des Geſtirns, zitterte und warnte vor neuem Zug.

Timur ſaß drei Wochen in ſeinem Zelt, kalkigen Auges, ohne Ton. Sein Kopf glühte ſtärker als eine Fackel aus den Spalten in der Dunkelheit. Sein Hirn wütete wie ein Stier. Dann machte er einen Ruck und brach auf.

Am Tage, wo er den Befehl gab, stürzte Miser Ulek erglühend auf seinen Pfühl, und er nahm sie mit.

Die Vorhut wurde in einem Tal, durch falsche Führer im Kreis geleitet, zusammengehauen. Timur, getrennt, erschossen sie zwei Pferde; mit der Frau auf dem Sattel erstürmte er einen Paß. Den Lederwams gespickt mit Eisenspitzen, entkam er wie eine wilde Sau stiebend.

Er sagte, als Miser Ulek vom Pferd sprang: „Du siegtest wieder nicht." Sie sah ihn kurz an, bekam Spott um den Mund und hängte sich mittags mit einer Schnur an das Fenster. Doch er schnitt sie ab. Unbewegt, fast lachend, so ruhig. „Es ist noch nicht das Ende," sagte er.

Hinaustretend ließ er Führer köpfen, einen Schwarm Unterführer zerreißen, er schaute zu. Zurücktretend aus dem Dampf des Blutes, Kraft und Trotz aus der Grausamkeit in die zusammengezogene Brust gesogen, sah er auf die Frauenlager, demütigte kalt den Blick der Chinesin und unternahm zum zweitenmal den Zug.

Er gelang. Mit klarer Stirn, die Augen unmäßig herausgeſchwollen, leitete Timur den Kampftag. In ſeiner Nähe hielt keiner. Es ging ein unſichtbarer Sturm um ihn. Die Achſeln zuſammengedrückt, den Körper vergrimmt, ſtieß er Willen aus ſich, als kämpfe er mit einem unſichtbaren Feind.

Er ließ dem Emir den Kopf abſchlagen. Er ſandte ihn Miſer Ulek. Sie ließ ihn am Eingang des Paradieſes auf eine Säule hängen.

Timur ließ, zurückgekehrt, die Chineſin in ſein Zelt tragen: „Was ſagteſt du Schlechtes? Es gelang.“

Sie lächelte: „Das Blut ſteht dir überm Mund. Du darfſt nicht weiter.“

Aber ſein Kopf barſt vor Plänen:

„Gelbe Mücke, was hält mich auf?“ Und er ſchlug mit der Hand in die Luft.

Aber unerſchüttert im Lächeln ſagte ſie: „Ich.“

Er nahm ein Schwert, ſie zu zerhauen, aber er ließ es und ſchickte ſie weg. Er ging zur Fontäne, umkreiſte ſie und ließ die Chineſin wieder holen:

„Ich war ſtärker als deine Vorausſage," er hob die Stimme, doch ſie blieb dumpf.

„Ja," ſagte ſie, „du haſt mein Geſicht überſchritten, aber ein Pfeil ſteht auf deine Stirn gezückt. Hier iſt das Ende."

„Wann?" ſchrie Timur und lachte wie ein Pferd.

Ihr Geſicht verfiel. Dann in einem Stoß ſich aufwerfend wie aus Kratern, ziſchte ſie: „... am ſiebenten Tag im Monat Ramadhan." — Dann ſank ſie auf den Boden, ausgelöſcht von Ohnmacht.

Dies war über ein Jahr.

Beim Tiſch der Feldherren legte Timur plötzlich die Regierung auf das Haupt Yakous, ihn zu vertreten. Sie ſchwiegen und fragten nicht.

Die Nacht ſprach er mit Guines.

Sein Hirn war voll dumpfem Triumph, ſchon eh er aufbrach. Er lachte die ganze Nacht. Guines zitterte. In der letzten Stunde ſagte Timur: „Glaubſt du an mich?" Er ſchlug auf den Tiſch, ganz ſachte, aber er ſchlug Guines in die Knie. „Ja," ſtöhnte er. Timur lächelte.

Am Morgen verließ ein rieſiger Tatar Timurs Zelt. Er ritt, als ſäßen Geiſter in ſeinen Schenkeln. Das Pferd warf die Kruppe in die Luft, ausſchlagend. Der Kopf hing zwiſchen den Vorderbeinen. Manchmal drehten ſie ſich im Kreiſe. Die Hufe gingen durch Tage und Nächte in gleichem Aufſchlag über der Steppe, der Reiter zählte den Aufſchlag, ſo ritten ſie.

An einem See machten ſie Halt. Der Reiter zog Hoſe und Rock aus, die ſteif waren vor Schweiß, warf ſie in die Sonne und ſtürzte in das Waſſer. Der Gaul ſoff keuchend mit den roten Nüſtern. Hier blieb der Reiter Wochen, ſah in den Himmel, lachte, brüllte, ſchwieg, übte ſich im Scheibenwerfen und Jagen und zwang einen Vorüberreitenden, mit ihm Ball zu ſpielen bis in die Dunkelheit.

Dann beſprang er das Pferd und ritt weiter. Weißer Schaum flockte aus den mahlenden Kiefern des Tieres.

Langſam teilte ſich die Gegend vor ihm auf. Er kam in Wälder von Aprikoſen und Piſtazien. Ein Haſe kreuzte ſeinen Pfad, er ſchoß ihn.

Speisend traf er Menschen, die keine Waffen trugen. Ihre Jurte war von Feigen gegen die Sonne beschattet. Sie arbeiteten mit Geräten in Gärten und Hainen. Ihre Frauen waren spitzbrüstig und weich. Es gab keinen Speer, keinen Bogen.

Er lebte unter ihnen, den Frieden aufnehmend, der alle trug. In einer Nacht kroch die Frau eines Führers in seine Matte und warf sich auf ihn. Die Nacht noch löste sich der Vorhang. Die blonden Augen eines Mannes stierten glänzend in die Dunkelheit. Seine Hand, vorschnellend, griff in des Tataren Gurgel. Der riß einen Ziegel vom Herd und schlug ihn ihm in den Rücken, daß er die Hände in die Luft krallte und verzuckte.

Der Tatar ließ die Gegend, besprang sein Pferd und trabte weiter, auf seinem Sattel lebte acht Sonnenaufgänge und Mondsicheln lang die spitzbrüstige Frau, bis er sie einer anderen Jurte ließ.

In der Nähe der Stadt Tahauzeguh stieg er ab, zog aus der Tasche des zerrissenen Kleides Pelzwerk und goldene Münzen und ritt geschmückt

in die Stadt. Auf den Straßen erhob ſich Aufſehen über ihn, die Chineſen lachten, lachten über die Hoſen, aus denen Schweiß rann und die Kette an ſeinen Ohren aus Smaragden.

Waffenlos zog er in eine Karawanſerei, zog ſich aus und legte ſich ſchlafen. In der Nacht entriß ihm einer den Schmuck. Er ſtand auf unter drohenden Geſichtern, griff den Knopf einer Tür, lief dem Dieb, im Hemd gekleidet, nach, erſchlug ihn auf der Straße, kehrte zurück und legte ſich nieder. Das Murren einer Menagerie empfing ihn. Er ſchlief ein. Aufwachend, fehlte ihm nichts, aber er war allein.

Der Tatar überkletterte ein Gebirge, trabte durch eine Steppe und kam an den Rand der Wüſte Ergimul. Auf einem Felſen wohnten zitternde Mongolen, die am Tag Bilſenkraut pflückten, in Angſt vor Löwen und Panthern erſterbend, deren Gebrüll nachts in tobenden Wellen über die Gegend jagte.

Sie hatten kupferne Keſſel und brannten das Kraut darin, bis es ſott. Den Schaum zogen ſie

ab und handelten ihn weiter, es war ein Opiat, das zwei Tage berauſchte.

Der Tatar ſoff kreiſchend einen ganzen Abend davon, beſprang das Pferd, trabte in die Wüſte und legte ſich in die Blumen einer Oaſe. Tagelang ſchlafend überſtürzten ihn Träume von Schlachten und Weibern. Fiebernd ſchrie er, daß ſein Gebrüll das der Tiere überſchäumte. Ströme ſchlugen aus ſeinem berauſchten Leib, der die Tiere verjagte. Löwen prallten zurück und Panther winſelten vor Wut.

Erwacht, durcheilte er die große Ebene bis zu einem rötlichen Gebirg. In der Mitte hob ſich ein Pyramidenberg mit einer Seite voll aufſteigender Treppen, wie eine Leiter ſteil und glänzend von Rot. Die Menſchen der Dörfer wieſen ihm Pfade, die um das Gebirge führten und ſagten ihm, daß bei den Stufen ein Wind herunterfalle, der ihn, aufnehmend, in einen Fluß werfe und zerſchlage.

Er ſtieg die Treppen und fiel nicht.

Oben, wo der Wirbel weißlich tanzte, trat er bis um einen Nagel breit an den Abgrund und

hob den Kopf ſteil. Der Wirbel teilte ſich vor ihm. Immer ſtand er in der Mitte des Trichters, der die Luft in Strudeln um ihn herumriß, daß die Ebene vor ſeinen Augen hinglitt wie unter fließendem Waſſer.

Zurücktretend ſtieg er ab und ritt nach Perſien zu. Im Durchreiten einer kleinen Stadt ſah er eine Chineſin auf einem Kamel den Platz queren. Die Blicke begegneten ſich, ein Wort warf ihr Tier in das Knie, ſie lief zu ihm und riß die Arme um den Hals ſeines trabenden Pferdes, daß es hielte, und ſchleifte ein Stück.

„Was willſt du?“

„Dich.“

„Woher kommſt du?“

„Ich ſuche dich.“

Sie blieben hier.

Aus den Fenſtern der gartenreichen Stadt hingen Seiden. Über die Ebene wellte ſich blonder Weizen. Trauben überſpannten die Pavillons.

„Es iſt gut, ſo zu leben,“ ſagte nach Tagen die Chineſin.

Durch den blauen Abend flogen Rufe der Minarette, die ſich in den Himmel, weiße Flammen, ſpannten.

Der Tatar lachte: „Auf kurze Ruhe.“

Ihr Garten ſchwebte voll Geruch. Vögel tanzten durch die Pfützen im Kies nach blitzendem Regen.

Als er das Pferd muſterte einmal im Stall, ſagte ſie, zwiſchen den Piſtazien des Gartens ſtehend: „Du darfſt nicht weiter,“ und ſchloß zum erſtenmal wieder die Augen.

Da griff er aus dem Gebüſch eine grüne Schlange, hielt ſie an die Zunge, die ihr Zahn ſofort durchſtieß. „Wo iſt das Stärkere? Ich ſuche es die ganze Zeit.“

Die Zunge ſchwoll, gebläht von rotem Schleim. Sie wurde dicker und füllte am Ende den Mund an, daß kein Ton aus der Gurgel mehr gelang. Wie ſein Kopf begann, bläulich unter dem Gift anzulaufen, zuckte er die Achſeln und ſtemmte ſie zurück.

Seine Augen ſtiegen aus den Höhlen, es ſchien einen Augenblick, als ſauge er die ſichtbare Land-

ſchaft ein. Dann warf ſich ein Schuß Blut in ſeinen Kopf, und abgetötet lief die Schwellung ab.

In der Nacht weinte die Chineſin und ſprach lange auf ihn ein, während der Duft der Gärten ſich über die blaue Dunkelheit erhob. Doch er hörte nicht auf ſie und ging in den Pavillon, legte ſich auf das rechte Ohr und verfiel dem Schlaf.

Auf der Veranda dann zog ſich ein Geräuſch durch die Klettertrauben. Der Kopf einer Frau leuchtete in das Gemach. Auf Vieren lief ſie wie ein Wieſel durch den Raum, richtete ſich auf dem Bett hoch, ballte ſich in einer Kugel zuſammen und ſchlug weinend ein Meſſer in die Bruſt des Tataren.

Der aber, an deſſen Rippe das Eiſen ſich bog, ergriff ſie, ſtreifte das helle Kleid über ihre feſten gelben Brüſte, auf denen die lakierten ſchwarzen Warzen ſaßen, und zog ſie in ſeine Umarmung.

„Ich liebe dich," ſtammelte die Chineſin erſterbend: „Ich liebe dich zu ſehr."

Die Hufſchläge des Davonreitenden riſſen ſie morgens wirren Auges aus dem Schlaf, ſie ſtreckte die Arme aus. Dann beſtieg ſie das Kamel und

folgte, den Kopf wie ein Luchs zur Erde geneigt, seinen Spuren.

Der Tatar ritt durch die unendlichen Gärten der Birnen und Granatäpfel, durch die Dörfer und die Städte. Eine Dunstwolke umhüllte ihn, sein Pferd rannte, Fett der Ruhe zwischen den Rippen. Sein Anzug lag in Fetzen. Wildes Haar verfilzt hing ihm um das wüste Gesicht.

Am Abhang eines Bergstocks hing auf übergeneigtem Gestein eine Stadt. Zwei Wachen traten ihm entgegen. Als sie sein Aussehen sahen, ließen sie ihn ein. Es war eine Burg noch der Sassaniden, er erkannte es aus der Lagerung der Mauern. Die ganze Stadt stak voll Straßenräubern. Der Tatar trank mit ihnen und schlug den ersten Tag, streitend, zwei nieder. Er bekam Macht.

Ausrückend bald trafen sie eine tatarische Karawane, die nach Mekka zog. Sie plünderten sie aus. Der Tatar ließ den Führern die Augen ausstechen und sandte sie zurück zu Timur, sie sollten ihm den Weg zeigen zurück, wo sie geblendet worden seien.

Sie kamen wieder, Yakou wütend bei ihnen mit einem Heer. Die Räuber warfen ſich in die Stadt, gegen die die Tataren anliefen. Der große Tatar unter ihnen nahm die Verteidigung in die Hand.

In manchem Ausfall machten ſie Gefangene. Sie ſchlachteten ſie auf den Mauern, bauten große Bogen, pfählten die Köpfe und pfeilten ſie den Tataren hinunter in ihr Lager.

Yakou ſtellte Schleudern auf. Aber der Tatar errichtete die gleichen und ſchoß im ſelben Abzug wie Yakou, daß die Granitblöcke ſich knirſchend in der Luft trafen und zermalmten.

Yakou ließ ſäumige Soldaten hinrichten und trieb Maſchinen in die Felswand, die Stadt zu unterhöhlen. Bei einer Beſichtigung, die Yakou machte, warfen die Verteidiger in der Stadt ein Hebelwerk auf. Ein Strom ſchoß rauſchend aus dem Felſen und ſpülte Yakou und ſeine Leute in ein Baſſin, aus dem ſie mitten in der Stadt gefiſcht wurden mit Netzen.

Ein Geſchwaderführer wurde vor Yakou hinauf-

gebracht in einen Raum, in dem aus einem zugehängten Kabinett eine Stimme ihn anrief. Der Offizier warf sich nieder und erflehte sein Leben. Ein Wink kam aus dem Teppich, er wurde hinausgeschafft an den Beinen wie ein Schwein.

Yakou trat vor. Er schnitt eine Fratze und sah sich um.

Die Stimme hinter dem Vorhang rief:

„Hat je ein Hund sich erfrecht, ohne Gruß..."

„Bin ich ein Hund, bin ich nicht deiner."

„Ein Gefangener."

„Sei nicht stolz auf den Sieg. Timur hat dreihunderttausend solcher. Ich bin nur einer."

„Prahle nicht."

„Du bist ein Tatar. Verräterei machte dich groß. Ich war treu."

„Ich hau dich entzwei."

„Mach es kurz," sagte Yakou stolz und riß die Brust auf.

Der Vorhang schwankte unter einer dürren Hand, die hakend zog sekundenlang. Dann fiel er.

Wie ein Wolf fletschte Timur lachend Yakou in das Gesicht.

Yakou fiel in die Knie: „Du hast Axalla gedemütigt. Nun demütigst du mich.“

Timur führte ihn hinaus. Sie öffneten die Tore, damit die Tataren eindrängen und das persische Gesindel erschlügen, denn was lag ihm nun daran. Timur saß zu Pferd. Als die ersten Scharen eintrabten, sagte er, umschwenkend, zu Yakou: „Hättet ihr die Stadt genommen, glaubst du, ihr hättet mich erreicht?“

Aber noch ehe Yakous Antwort erscholl, warf er, das Pferd steil aufschießen lassend, es über die Mauer in den Fluß, durchschwamm ihn und kam an das Ufer. Yakou eilte ihm nach über die obere Brücke und schrie nach den Seiten das Geschrei, das sei der Chan.

Timur eilte durch Sumpf und Bäume, trabte, ereilte Geschwader, die erstarrten, ritt durch sie, stinkend von Fett und Schweiß und zerrissen die Kleider.

Vor den Zelten stand Miser Ulek aufgerichtet. Die Tataren warfen die runden Säbel blitzend in

die Luft. Mit einem Kamel trabte vom Fluß herauf eine Frau, ſie kam näher, es war die Chineſin, während Timur durch die Wellen jubelnden Geheuls wogte.

Timur hielt ſein Pferd.

Da ſah er auf der Mauer der Stadt jemand einen Bogen ſpannen und richtete ſich groß auf.

Er ſtand hoch. Wie gegoſſen. Kein Haar bewegte ſich.

Lang ſah er im Schweigen auf den Zielenden, deſſen Hand die Sehne immer gewaltiger anzog.

Es war der ſiebente Tag des Monats Ramadhan.

Die Zeit war um.

Der Pfeil kam, riß einen ziſchenden Ton durch die Luft und flog in Timurs Stirn und fiel von ihr nieder.

Timur ſaß ſtarr. Dann wölbten ſich ſeine Augen zurück in die Höhlen.

Miſer Ulek ſtürzte vor und warf ſich gegen ihn, ſchreiend und ſeine Schenkel umklammernd. Timur ſtand ruhig, ſchob mit einer träumeriſchen

Bewegung die Haare aus der Stirn, es war kein Mal darin, sein Gesicht wuchs wie ein Fels.

Als das Kamel der Chinesin langsam an ihn herantrat, sagte er, auf den Pfeil deutend, leis: „Gebt ihn ihr."

Sie hielt ihn wenige Sekunden in erstarrten Händen, warf plötzlich die Hände, ihn anstierend, abschattend vor die Augen, öffnete den Mund und fiel bleich um, ohne Ton.

. . . Timur trabte auf Samarkand.

Den feigen Offizier führte er in einer Kiste mit sich, zu gering, ihn zu töten, ließ er ihm den Bart scheren, ihn mit Bleiweiß und Mennig überstreichen und barfuß, eine Weiberhaube am Kopf, durch die Stadt gehen. Am gleichen Tage, wo er die Chinesin zu seiner sechsten großen Frau mit der bepfauten Tiara erhob, gab er Yakou eine Tochter und endete Zeinabdeddins verbannende Mission.

Kein Maß hielt mehr, keine Prüfung, den schleudernden Herausbruch seiner Pläne.

Filzzelte rauchten über den Ebenen. Tataren kämmten vom halbmondig geschorenen Kopf die

Haare lang nach dem Nacken und ölten die Bruſt. Der Himmel glühte in rieſigen Bogen vor ihnen her. Der Donner der geſchlagenen Steppe rollte vor den Hufen der Geſchwader. Dann jagten ſie an.

Sie ſchoſſen Flitſchpfeile, und die Dörfer qualmten auf. Sie rollten durch die Reisfelder. Auf Nachbarbergen ſtanden Lärchenbäume. In dunkle Ballen geduckt, zogen ſie in ſchwindelnden Höhen durch den blauen Himmel über eine Brücke nach Almaligh. In der Stadt fließender Brunnen, um die Türken und Chineſen wohnten, hielten ſie Feſte, fraßen rohes Pferdefleiſch mit blänkernden Zähnen, tranken mit Gekriſch Kumis die runden Nächte. Sie raubten die türkiſchen Harems aus und beförderten einen Abkömmling des Propheten durch Keulenſchläge zum Martyrium.

Die Steppe flimmerte unter dem Reiten. Sie bekam metallene Ränder, die ſich erhitzten. Der Boden glühte gläſern. Ihnen ſchmerzten die Augen, doch ſie ritten.

Von einem Baum fiel nachmittags ein Affe

und biß Timur in die Achſel. Er gab nicht Acht auf das Geſchwür, das eiternd anwuchs. Die Chineſin gab ihm Salben darauf, aber es riß neues Fleiſch in ſich hinein. Timur ließ zwei Menſchen täglich ſchlachten, deren Hirn die Wunde fraß und, ſatt, nach Monaten ſich ſchloß.

Stumm, ohne Rede, ſah ihn die Chineſin an, die ſein Pfühl öfter bewohnte als die anderen Frauen. Seine Stirn war blank.

Eine Geſandtſchaft des Sultans Bajazeth brachte zwei weiße Papageien. Miſer Ulek teilte ſein Zelt, als ſie eintraten. Sie richtete ſich auf, groß, geſchmückt und gemalt um die Augen, nahm den Kniefall der Geſandten und bat Timur um die Tiere. Er ſagte ihr, daß er ſich freue, ihr zu Willen zu ſein. Sie wandte ſich an die Turbanträger und ſagte ihnen: daß, wenn ſie ſich auch tagelang an den Tieren ergötze, ſie dieſe dennoch nur lehren werde zu ſagen, daß das Staubkorn ſolchen Geſchenks Timur keinen Augenaufſchlag durch aufhalten werde, ihren Sultan niederzuſchlagen.

„Du biſt ſtolz," ſagte einer der Turkmanen.

Timur ſagte: „Es iſt nicht nötig, ſtolz zu ſein, um ſo kleine Dinge zu ſagen."

Die Geſandten gingen, geſchüttelt vor Zorn und Feigheit.

Die Tataren warfen Katapulte in ein Schloß, das das Meer umſpülte, erritten die Mauer, von den Sätteln aus hochſpringend, und wurden heruntergeſtürzt. Schielend vor Wut ſetzten ſie ſich in Klumpen um die Stadt. Ein Unterhändler ritt aus den Mauern, aber beim Verhandeln mit vorgegangenen Feldherren machten die Belagerten einen Ausfall und hieben ein Geſchwader Tataren zuſammen. Die Tataren brauſten in Bogen um die Stadt, fingen den Einwohnern ſelbſt die letzten Mäuſe und Ratten, bis dieſe begannen, ihre Toten zu ſpeiſen.

Ihr Feldherr kam morgens, abgezehrt, allein heraus, ſich zu unterwerfen, deutlich den Degen und das Schweißtuch in der Hand. Er ſtand vor Timur:

„Du haſt geſiegt. Ich muß fliehen. Wohin? Zu dir."

„Ich weiß es zu belohnen," ſagte Timur und überantwortete ihn dem Wind des Untergangs. Gierig die Hände, zu rächen, lauerten die Tataren ſeines Winks, dann ſchoſſen ſie in die Stadt. Timurs Sohn Keſer ergriff Hauptleute und brach ihnen die Rücken wie Pfeile durch. Zeinabdeddin erhielt eine Lanze in den Mund. Einen Pfeil noch in der Hüfte kam er zu Timur, deutete mit der Hand, daß er nicht reden könne, legte den Kopf auf ſeine Füße und eilte lächelnd aus ſeiner Jugend hinaus in die Gruft.

Die Tataren riſſen die Türen aus, zwiſchen den Fenſtern blitzten ihre geſalbten Brüſte. Spielend flogen die blanken Meſſer. Timur befahl ſiebzigtauſend Köpfe. Ihre Arme erlahmten, die Zungen fuhren erregt durch den Mund. Sie kauften gierig, hundemüde, Köpfe voneinander.

Timur ließ ſie vorbeitraben, ſie hielten Köpfe in der Hand. Die Chineſin ſtand neben ihm unter goldenem Zeltdach. Sie ſtieß die Hände in die Bruſt.

Keſer führte des toten Zeinabdeddins Geſchwa-

der. Seine Bruſt war gewölbt und ſein Bauch eingezogen, daß, lag er, Hunde mit gerecktem Schweif durch die Höhlung laufen konnten. Zwei geraubte Frauen lagen auf ſeinem Sattel.

Reitend kamen ſie zum Paß Conghez, den drei Reiter verteidigten, einen Wall Tataren vor ſich niederlegend. Als Timur ſelbſt vorſprengte, kam der größte der drei auf ihn zu und ſchlug ihm zweimal feurig über den Helm, daß er erſtaunt ſtand wie eine Säule. Über die Felſen herunterkletternd ſchlug ihm Keſer den abgehauenen Kopf des Rieſen vor die Füße.

Unter ihnen dehnte ſich eine Landſchaft, glatt und ohne Welle, mit Fruchtbäumen, Quellen und vielen Luſthäuſern geſchmückt.

In dieſen Gegenden raſtend und den Genuß der ſtrahlenden Sonne nehmend, noch den Froſt wirbelnden Schneeſturms der Gebirge in den Knochen, kam eines Mittags, wo Timur ein Luſtzelt aufbauen ließ zwiſchen Tulpen in einer Wieſe, aus einem Hain eine Ziege, größer wie ein Pferd, ein Horn auf der Stirn und voll langer grüner

Haare, die die Erde überſtreiften. Die Chineſin, die neben ihm ſtand, duckte ſich ſchreiend nieder.

Das Tier kam einen langſamen Gang auf ſie zu, die Augen und das Horn gegen Timurs Bruſt gewendet, aber gerade vor ihm verlor es die Richtung ſeines Ganges. Es bewegte die Naſe gegen die Höhe und zog einen Bogen weiter. Je mehr es ſich entfernte, um ſo ſtärker glänzte ſein Fell, bis es, eine weiße Wolke, in den Hain zurückſchlug.

Die Chineſin hieb mit allen Gliedern um ſich und klopfte die Stirn auf den Boden vor Verzweiflung, die ſich endlich ſprengte. Sie ſchrie: „... genug, genug ...“ und faßte ſich nicht. Er fragte ſie, warum ſie es wolle und ſie ſagte, weil ſie ihn liebe, er aber lächelte mit einer Falte über ſie hin. Hinter ihnen ſtanden Negerinnen und Miſer Ulek. Steif das Geſicht wie ein Segel flüſterte ſie: „Preis für feige Offiziere, heulende Maus“. Aber Timur ſchüttelte die filzigen Haare um den Kopf, daß ſie ſchwieg.

Er ließ Guines holen in das Zelt und eine Windroſe aſiatiſcher Erde malen. Zu zwei Drit-

teln füllte er ſie mit roter Farbe. Auf den Reſt deutete er, ſeine Augen beherrſchten opalig breit das Zelt, er ſagte:

„Dies iſt in meine Hand gegeben, ſoll ich das andere laſſen?“

Ihre Lippen formten „zu viel“, aber ihr Atem gab dem kein Leben, denn ſeine ungeheure Stirn erblickend, ſtürzte vor ihren Augen auch das letzte Zeichen, und, erblaſſend, fiel ſie vor ihn und verſprach, ihre Liebe zurückzuwerfen über ihre Angſt und die Stimme zu töten, die aus ihr ſprach.

Sie ſchwieg.

Schwieg Monate. Ihre feuchten porzellanenen Blicke leuchteten blau wie der Mond.

In einer Nacht wieherten Pferde hell und wild. Es war eine weiße Nacht.

Ein Bote wurde in das Zelt geführt.

Der Feldherr des Sultans Bajazeth beugte ſich ein wenig vor Timur und kündete ihm die Schlacht. Seine Stimme war hart und edel. Timur ſchenkte ihm ein Pferd.

Er bat, es am nächſten Tage gegen ihn reiten zu dürfen. Timur nickte.

„Ich werde das Geſchenk in Ehren halten," ſagte der Feldherr.

Timur hielt eine Pauſe den Atem. Dann ſagte er barſch:

„Ich löſche es morgen wieder aus."

Am anderen Abend beſtieg Timur ſein Lager über den gebückten Rücken des Sultan. Aus den erſchlagenen Köpfen baute er Türme. Sie ſtiegen gieriger als die Minarette Samarkands in den Himmel. Tataren wälzten ſich fliegend über Konſtantinopel. Sie ließen die Glocken ſpielen und lagerten über den Gärten am Meer.

Die Tataren waren behängt wie Weiber mit Turbanen voll Steinen. Ihre Ausdünſtungen überroch Ambra. Aus Moſcheedecken ſchnitten ſie Satteldecken. Goldne Ketten flochten ſie um ihr Haar und die Gebiſſe der Gäule.

Timur befahl den Zug nach Ägypten. Dem Heer voranreitend traf er auf dem Marſch nachts in Tauriz ein, das ein Sohn von ihm reſidierte.

Sie trabten vor das Haus, das er bewohnte. Die Gärten waren erleuchtet, Gesindel und Musikanten trieben sich in den Scheinen der Laternen durch die Gebüsche.

Sie ließen die Pferde fressen im Hof und stiegen hinauf. In dem großen Saal lag er auf einem Haufen Teppiche. Die Fenster standen geöffnet gegen die hinteren Gärten, die veilchenblau in der hellen Dämmerung sich hoben.

Zerbrochen waren die Weinkrüge, der Wein ausgegossen, die Schöne in seinem Arm zerwühlt, die Halsschleife zerknüllt. Aus der Ecke tönte schwach die Halbtrommel. Aus dem Mund der Flöte einen Augenblick aufgähnend, die Haare verwirrt wie die Frauen, die das Gesicht nachts schmollend gegen die Wand kehren, sah er auf nach der Seite, ohne Timur zu sehen. Auf den Teppichen lagen Schlafende überall, auf einem Ast, sichtbar, vor dem Fenster, sang eine Nachtigall ein Gasel, trotzdem erwachten sie nicht.

Timur ließ seinem Sohn, hinaustretend, Zeit bis zur Nüchternheit. In den sternüberflogenen

Garten ſchlug er ein Zelt. Er hatte keine Zeit zum Verweilen, am Morgen, eh er ritt, ließ er ihn vor ſich kommen.

„Ich habe eine halbe Stunde für dich," ſagte er. „Was haſt du getan in der Zeit, die ich dir die Provinz gab, welche Sherife haſt du geſchlagen, welche Provinzen erobert? Haſt du Veſten unter dich gelegt, Städte geſprengt ... Haſt du Künſtler gefangen und Bauten gemacht ... Welche Heere haſt du geordnet, Aufſtände gedämpft? Eile dich im Reden, meine Zeit für dich iſt knapp, ſie ſoll gerecht ſein."

Der Sohn ſchlug die Augen nieder.

„Nichts," ſagte Timur. „Du haſt geſchwelgt, getrunken. Du biſt weich gelegen. Haſt keine Feldherren. Die Provinz iſt nicht bewacht, keine Grenze erweitert. Du haſt keine Jagden abgehalten. Kränze auf deinen Kopf geſetzt wie ein Grieche."

Der Jüngling hob den weichen Kopf und ſagte trotzig:

„Haſt du nicht Feſte gefeiert wie keiner der

Chane? Lag die Steppe nicht tagelang voll wälzender Soldaten? Iſt dein Frauenhaus nicht das größte?"

„Du wirfſt mir vor. Gut. Rechnen wir ab." Timur trat herabgebückt vor zu dem in den Hüften Schaukelnden: „Gut. Aber..." er zog den Mund zuſammen, daß es eine Falte gab und durch den gedämpften Ton ein gepreßtes Keuchen aus dem Innern ſtieg:

„... ich habe ſie verdient. Erworben. Glaubſt du, ſie haben mich nichts gekoſtet wie dich? Glaubſt du an die Abenteuer des Geiſtes, Kampf der Seele? Weißt du um Prüfung? Und Überwindungen... Weißt du, über welche Zacken der Qual erſt eine Tat entſteht? Ich kann kein Blut ſehen, aber ich muß es vergießen, um daran zu ſteigen wie keiner."

Erſchrocken vor dieſer heiſeren und verächtlich geballten Stimme warf ſich der Jüngling hin und flehte, aufgelöſt, daß er nicht verbannt werde in die Wüſte Cipribet, wo Timur die gefallenen Emire ſammelte. Sein ängſtliches Kinderauge lauerte.

Timur kniff die Augen zuſammen und ſah Augenblicke lang auf den Sohn.

Dann öffnete er das Zelttuch und ſagte:

„Das wäre die Strafe, weil du unnütz lebteſt. Aber weißt du, daß du nicht mehr leben darfſt, nachdem du mich gereizt haſt, daß ich dir dies ſagte ...“ Der Jüngling fiel bleich hinaus. Tataren brachten ihn in einen Garten mit Galbudſamurblumen, die den Wind vergifteten, der ihn mit zerpflückten Locken auf einem Roſenbeet überwand.

Die Mondköpfe Timurs grüner Paniere rollten über Flüſſe und die toten Arme des Meeres. Paläſtina füllte ſich mit Reitern, kleinnaſig, mit aufgeworfenen Lippen und olivenfarbenen Wangen. Ihre ſpitzen Augen ſchoben ſchräg nach der Stirn. Sie ritten gegen das brandende Meer, das ſich weiß vor ihnen aufſteilte. Sie konnten nicht weiter.

Sie legten die Geſichter in Fratzen, drehten ſcheu, beſpritzt, und ſtoben, ſich ſchüttelnd, zurück in die heißen wogenden Wüſten. Sie überritten die

Städte der Küste, zerschlugen Jerusalem, rollten Pfeilschwärme über Damaskus. Schlugen Mameluken, hingen Männer auf an den Füßen, Weiber an den Brüsten.

Als Timur Alcair mit Katapulten in Brand schoß, betrat der ägyptische Fürst weinend den Boden der Flucht. Die Mondköpfe stürmten die Stadt. Sie glühte auf dreißig Parasangen, daß die Nacht hell wurde.

Ein dunkler Punkt in den roten Dämpfen stand gegen den Himmel der junge Fürst und schaute auf seine Stadt, bis die Türme und Kuppeln krachend zerstoben. Dann erst warf er sich von den Dämmen in den Nil.

In dieser Nacht reizte Miser Ulek einen kurdistanischen Stamm, dessen letzter Abkömmling sie war, daß er die eigene Nachhut überfiel, abfiel von Timur und, die Chinesin raubend, floh. Miser Ulek sah die Chinesin nicht an, sie saß auf einem Eildromedar in einem schilfgeflochtenen Drahtkorb, vergittert, unter dem Gepäck.

Yakou meldete es Timur noch die Nacht, schon

zum Zeichen der Trauer in blauer Filzkleidung das Zelt betretend.

„Die Chineſin," keuchte Timur. Dann brüllte er auf. Aber ſofort ſich packend, gab er dem alternden Yakou die Hand und ging über ſeine Rede hinweg. Sich ſchüttelnd verfolgte er den ägyptiſchen Fürſten drei Tage, bis er ihn einfing wie einen Haſen. In einer Schlinge zappelnd wurde er vorbeigeführt.

Doch Timur ſah ihn nicht, ſchon wendete er. Mit dreitauſend ausgewählten Hauptleuten entflammte er die Erde mit ſchlagenden Hufen. Doggen ſtürzten vor ihnen her auf der Spur.

In einem Steinbruch fingen ſie den Stamm. Timur riß dem Schach ſelbſt die Augen heraus. Die anderen ſotten ſie in ſiebzig Keſſeln. Es waren zwei Prinzen aus Timurs Haus dabei. Sie ſotten. Sein Kopf war unbeweglich. Blaß mit roten Rändern um die Lider ſtand die Chineſin hinter ihm.

Den Abend brach mit der Hand am Dolch ein Neffe bei ihm ein. Timur riß ihm mit dem Säbel den Unterarm ab. „O daß ich ſterbe . . . o daß ich

ſterbe ..." ſtöhnte der Junge, der ſeine Brüder rächen wollte. Timur gab ihn zum Sterben.

„Auch du haſt deinen Oheim getötet," ſagte die Chineſin.

„Gott wollte das," ſagte Timur ſtolz. „Was will der Fant?"

Hochfahrend kam Miſer Ulek vor das Gericht, das Timur ihr aus Fürſten ſtellte. Sie hatte ſich mit Schmuck belegt und bemalt wie eine große Fürſtin. Aus Verſehen führten ſie die Wachen zuerſt in das Zelt des wachthabenden Emirs. Timur ließ dem Emir Stockſchläge auf die Sohlen geben, denn ſie war ſeines Geblüts und er ehrte ſie im Zorn noch, daß ſie nicht im Haus eines Untergebenen weile.

Das Gericht ſprach kein Wort vom Raub der Chineſin. Dies wurde nicht erwähnt. Miſer Ulek ſprach keine Silbe. Das Gericht verhandelte wie nach Vereinbarung über einen Seid, den Miſer Ulek in ihrer chineſiſchen Reſidenz, die ſie, Timurs Zügen folgend, nie beſuchte, auf der Straße erſtechen ließ, weil er vergaß, ihr zu ihrem Geburts-

tag eine Aufwartung zu machen. Sie wurde zu tausend Balischen Gold verurteilt.

Kurz lag ihr Blick auf der Chinesin, stechend und kalt.

Sie erwiderte kein Wort, Timurs Gesicht blieb starr, als sie, die die Flamme seiner Pläne war, hochaufgerichtet, klirrend von Steinen, die er ihr geschenkt, den Raum verließ.

Sie fastete zehn Tage, aber das Leben der zähen Katze, das in ihr schlief, verlief nur schwer. Als am elften Tage die Stimme der Gottheit an sie erscholl, rief sie, schön noch mit bleichen Lippen: „Ich bin bereit."

Kein anderes Weib als die Chinesin kam fürder auf Timurs Pfühl.

In einem Tale stiller Gräser und Tiere lebte er mit ihr ein halbes Jahr und jagte Schwäne auf den Teichen.

Eine Mondfinsternis riß ihn auf, er kehrte nach Samarkand zurück und rüstete den indischen Zug, leblos die Chinesin mit sich führend. Die Feldherrn kamen in das dunkle kleine Haus, der Garten

war überdacht mit Leinen, die Fontäne knallte. Guines nahm den flimmernden Lauf der Sterne auf, die aus entfernten Gebirgen aufstiegen. Timur füllte bis auf ein Kleines das letzte Drittel seiner Windrose. Aus allen Provinzen Asiens fielen Heere in die Ebene, erstiegen die Gebirge und strömten in die Tiefländer.

In einem südlichen Gebirg gingen Menschen an ihnen vorbei, stolz wie Götter, die, weißer Haut, von der Sonne angeglüht, auf dem hohen Schnee nackt liefen. Waffenlos traten sie heran, stellten die Arme auf die Hüften und ließen lächelnd die Tataren vorüberreiten. Sie hießen Siapusch. Timur ließ ihren Anführer von einem Gletscher hinabstürzen, er flog, die Arme gebreitet, ab.

Als erster warf Timur sein Pferd in den Indus, dann brachen die Heere tagelang nach und zerwühlten den Strom. An der steinernen Kuh, aus deren Euter der Ganges fällt in sieben Strahlen, warf er ein Heer der Inder um.

Er ließ die lebenden Gefangenen zusammenschichten zu Türmen, legte feuchten Lehm und Ge-

bälk dazwiſchen, mörtelte ſie ein. Die Türme ſchwankten wie Schlangen bis in die Nacht. Dann erſtarrten ſie.

Geknäult in ſein Zelt, die Augen weit geöffnet, ſagte er, wenn indiſche Trophäen kamen, der Boten überdrüſſig: „Was kommen ſie, bin ich müde?“, und ſandte ihnen den Todesbefehl entgegen.

Auch hier teilte die Chineſin ſein Zelt.

Am unteren Gänges fing die Vorhut einen Prinzen, ſchön wie ein Schläfer, daß die Papageien der Chineſin zu ſingen anhuben wie die Lerchen, geblendet von ihm. Er ließ ihn, um den viele als Sklaven inbrünſtig baten, um ſeine Schönheit in einem Ausgleich zu ehren, in ſeidenen Tapeten zu Tode rollen.

An den Seiten der Flüſſe folgten ſeinem Fuß zuckende Türme, die ſich in das Rot ſchwerer Abende hineinkrümmten. Die Tataren goſſen ſich aus dem Gebirg herunter, Pfeile ſchütteten die Wälder zu, Pferdegewieher rauſchte in die Ströme

Timur warf die Geſchwader um Dehli.

Zur Entſetzung der dreiſtaffligen Königsſtadt

kamen um den Bogen des Stroms Hunderte von Schiffen rotgesegelt eines Morgens den Fluß herauf. Das stahlblaue Band der Strömung zitterte. Mit Katapulten zerschmetterten die Tataren knallend die Hölzer. Bogenschützen, die Ufer säumend, mit Harnischen, schossen den Fluß rot, daß er über die Ufer trat.

Um Dehli lag ein fester Ring. Andere Geschwader lösten sich. Wie Bremsen glitzernd warfen sie das Land unter ihre Pferdebäuche bis ans Meer. Als die Wellen vor ihnen sich wütend in die Höhe bogen, ritten sie knirschend zurück.

Aus Dehli fiel ein Heer aus. Das Tal stand überflutet von braunen Indern. Elefanten wogten an mit giftigen Dolchen. Glocken, Pauken und Trommeln knatterten. Aus den Tatarenreihen flogen Flitschpfeile. Ochsen sausten los, brennendes Reisig zwischen den Hörnern, die Augen dunkelgebläht.

Tatarenhaufen stießen in die braunen Massen, rissen mit geschärften Ringen die Rüssel der Elefanten aus den Körpern. Das Tal spie Blut

in den Gangesarm. Die Braunen ſchwanden. Tataren brachen bis an die Tore. Auf dem Feld tanzten die Nacht in gekrümmten Sprüngen die ausgeriſſenen Rüſſel.

Mit krummen Schenkeln, obeinig, erſprangen die Tataren die Vorſtädte, drei Tage ſchwangen ſie die Meſſer, die Gheberer warfen ihre Kinder und Frauen ins Feuer, die Muſlemin aus Angſt vor den Tataren erdroſſelten ſie, und, ſelbſt die Leiber zerhackt, entfielen ſie den Säbeln der Tataren.

Nach dieſen drei Tagen ſchmiß Keſer ſeinen Säbel auf einen Prellſtein, ſpie aus und ritt zu Guines. Den zwang er zu ſeinem Vater zu laufen mit den Worten, die er ihn lehrte:

„Ich habe gekämpft wie wenige deiner Feldherrn. Du haſt mich belohnt. Ich danke dir. Doch ich bin dieſen Auftrag müde. Bin ich ein Metzger oder ein Hund? Ich fechte nicht weiter in der Stadt. Ich werfe mich in den Staub vor deiner Kraft. Aber bedenke, hätteſt du die Verwüſtungen Nebukadnezars, die Macht der Amalekiter: das Grab eines Palaſtes iſt das Ende.

Ein Hemd und ein Rock, reines Waſſer und Brot iſt alles, was ein durchgängiger Wandersmann verlangen muß und ſchon zuviel für einen. Mein Kopf ſteht dir frei. Aber ich höre auf, laß es genug ſein."

Ein Wolkenbruch ſpülte Wellen Waſſers in die Zelte und der Wind war voll Schwaden Blutdampfs. Guines erwartete ſeinen Tod, dem er bei Keſer entronnen war, nun bei Timur. Doch der ſandte ihn Keſer zu holen.

Timur hob die Braue, groß gefüllt, und ſagte: „Knabe ..." Weiter kam ihm kein Wort, denn der Mann, der zehn Sherife geſtürzt, fiel in die Knie.

Die Chineſin ſah auf ihn, die Augen ſchimmernd und hob die Hand ins Haar.

Als der Regen drohender anlief, legten ſie Fil in die Straßen, der das Waſſer einſog und hieben weiter. An den Gebetſchnüren hingen die Radſchas aus den Fenſtern der hochgegliederten Paläſte. Naphthafeuerwerker ſetzten den Fluß in Brand.

Als die Stadt leer war, füllte Timur den letzten

Fleck von Weiße auf ſeiner Windroſe, die Welt lag in ſeinen Händen, ſchaukelnd nach dem Tempo ſeines Atems, es gab kein Tier, das nicht unter ſeinen Pfeilen ſtand.

So wuchs er über alles.

Von den Gliedern der Chineſin fiel eine Starre, in einer glühenden Umarmung wühlte ſie ſich die Nacht an ſeine Bruſt.

Allein es war noch nicht die Zeit.

Yakou kam als letzter aus der Stadt, den Kopf zitternd tragend, ordnete die ungeheuren Maſſen der Gefangenen, küßte Timurs Sohle und, nicht mehr ſprechend, vom Joch der Monate überſpannt, zog er ſich in den Winkel ſeines Zeltes zurück und wandte fürder das Geſicht der Niſche der Gottesverehrung zu.

Seine Tat war getan. Seine Hände glitten über koſtbare Stoffe, die er ordnend durch die Finger führte und im Hingleiten der Tage erhielten ſeine Augen ſicheren ruhigen Glanz.

Am Morgen kam als Bote des griechiſchen Kaiſers der Prinz von Schiruan, breitete vor dem

Zelt neun Ladungen aus edler Geſchirre, neun Kamele voll Teppiche und acht gelehrte Sklaven, die Harfen, Zirkel und Papierrollen trugen. Sie fragten ihn, wo der neunte ſei, wie die Sitte es wolle. Er hob die Hand, bog ſie um und ſtellte den Finger gegen die eigene Bruſt.

Die Heere Axallas, die die Küſten durchſtäupt hatten, kehrten donnernd zurück. Axalla fehlte. Sein Schreiber brachte ſeinen Brief: „Vierzig Jahre führe ich Krieg mit dir. Der Tod ſchlägt mich am Meer entzwei, ich ſterbe in Verdruß, daß ich nicht Dehli mit dir nehmen kann. Doch bin ich nicht groß genug, um bis ans Ende mitzugehen."

Es war ein heißer Morgen, ganz gelb voll ſpiegelndem Licht. Timurs Mund war geſchloſſen, als er mit der Chineſin die Schätze muſternd vorüberging, das Letzte der Welt. Die Strahlen flogen in Fluten darüber. „Einſam," ſagte Timur, „aber am Ziel."

„Leben wir," ſagte die Chineſin: „Es iſt überſtanden."

Den Abend ließ er die Gefangenen zuſammen-

pferchen. Sie füllten den ganzen auslaufenden Kessel des Gebirgs. Es waren hunderttausend Leiber, um die die gelbkalkigen Abhänge hingen. Ihnen gegenüber stellte Timur die Halbbogen zweier Heere an das andere Ende der Ebene. In der Nacht ging der Fluß zurück und ließ silbrige Quallen. Heiße Fontänen spritzten um das Lager in die Höhe, und zwei Kometen bohrten sich durch den hängenden Himmel.

Am Morgen ging Timur vor das Zelt.

Dann schritt er einen Hügel hinauf, der mit einem Kegel mitten in der Ebene aufstieg.

Links wogte im Kessel die braune Flut, ungedämmt, sich an den Wänden brechend, der Gefangenen. Rechts hielten die Tataren, bereit zum Sturm. Zwischen ihnen am Fuße des Hügels war eine Tribüne, und ein Tatar hielt, das Gesicht heraufgerichtet, einen halbgerafften Teppich in der Hand.

Die Tataren hielten unbeweglich, gegossen, die Zügel zwischen die Zähne eingespannt. Die Pferde stemmten die Beine nach vorn, an den Mäulern

zurückgeriſſen. Die runden Säbel blitzten in der Sonne. Sie hingen blutgierig wie zwei geſchwollene Wolken am Ende des Gebirgs.

Da begriff die Chineſin.

Die Freude loſch aus ihren Blicken. Und das Schweigen brechend wandte ſie ihre erſchütterte Seele gegen ihn und beſchwor ihn. Während die ſtille Sicherheit, die ſie aus den vergangenen Tagen geſogen, einſtürzte vor neuer Qual, rief ſie die Schlichtheit ſeiner Gärten vor ihn hin, die Kanäle, die Flüſſe, die Paläſte, Samarkand. „Leben wir. Laß das Unnötige.“ Sie zog den Mund in einem Bogen, daß die gedämmte Inbrunſt der Sprache über ihr Geſicht rann und ſie verſtummte.

Eine Flamme ſchoß aus den Augen der Chineſin, Timur ſchüttelte den Kopf: „Ich gehe bis an das Ende.“

„Gott hemmt dich in mir.“

„Du warſt der Stachel nur Gottes, daß ich nicht raſtete.“

Sie riß mit einem Schrei das Kleid von ihrer

Bruſt und jammerte: „O daß ich dich tötete ... o daß ich dich tötete.“

Mit einem Sprung kehrte ſie ſich um, legte die Hände vor den Mund, und, vor ihn tretend, rief ſie hinunter zur Tribüne:

„Vorhanghalter, laß den Vorhang fallen. Es iſt keine Vorſtellung mehr.“

Doch auf ihre kleine Stimme, die nicht hinunterreichte, geſchah nichts. Sie kehrte, die Hände ſenkend, ſich um.

Sie ſah auf Timurs Stirn mit einemmal die Stelle, die der Pfeil getroffen, erhellt wie ein rotes Geſtirn, von dem Riefen nach den Seiten liefen und heller wurden. Hinter ſeinem Kopf ſtieg die Sonne aus dem Gebirg, und ſein Geſicht, aufgeklärt und wie mit einer Keule verdichtet, wuchs zu Granit hinein in die roten Kreiſe, die ſich darum nieteten und ihre Strahlen ausſandten, die ſchon den letzten Horizont entzündeten.

Da nahm ſie die Hand an die Stirn und fiel, zurückgedonnert von dieſem Geſicht.

Aber er, vor die Frau tretend, die hinfiel ab-

geblendet, nahm, indem er ſie aufhob, die Sehne aus der Gabelung ſeines Bogens und zog und umſchnürte ihren Hals. Dann biß er ihn auf, nahm einen Mund voll ihres Blutes und gab den Wink, daß der Vorhang ſich hebe, hinunterſchreitend zu den Zelten, durchbrauſt von Gott, der ihn berief, auch in dieſem Letzten, ſein unſterbliches Geſicht glänzend wie Gold.

Von

Kaſimir Edſchmid

erſchienen ferner im Kurt Wolff Verlag:

Die ſechs Mündungen

Novellen

Inhalt: Der Lazo. Der ausſätzige Wald. Maintonis Hochzeit. Fiſis herbſtliche Paſſion. Youſouf. Yup Scottens.

Das raſende Leben

Zwei Novellen

Inhalt: Das beſchämende Zimmer.
Der tödliche Mai.

231690

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

OCT 11 1992		
AUTO DISC.		
SEP 10 1992		
CIRCULATION		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 12/80 BERKELEY, CA 94720

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C022116700